

XX 297  
19

Proletarier aller Länder, vereinigt euch!

# Unsere Wirtschaft

Organ der Kooperativen Kommission der USRR der Wolgadentschen

Illustrierte Halbmonatsschrift

zur Aufklärung der Landbevölkerung in Land- und Wirtschaftsfragen, sowie in Wissenschaft, Kultur und Technik.

Nummer 2.

Pokrowsk, 31. Januar 1925.

Jahrgang 4.



УНЗЕРЕ ВИРТШАФТ

ДВУХНЕДЕЛЬНЫЙ ЖУРНАЛ

Орган Кооперативной Комиссии АССР немцев Поволжья.

Адрес редакции: Покровск, Коммунарная площадь № 4.

## Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Sergei Kolotilow . . . . .	33
Eine neue Lehre. Von F. P. . . . .	34
Politische Rundschau . . . . .	36

### **Wirtschaft und Wissen:**

Ein Jahr ohne Lenin. Von W. Wegner. . . . .	37
Aus dem Nachlaß von Karl Liebknecht. . . . .	39
Die 12. Gebietsparteiokonferenz Von Chr. Horst. . . . .	40
Zur Organisation unserer Wirtschaft. Von P. Schlegel. (Schluß.) . . . . .	43
Die Phosphoritlager im Unteren Wolgagebiet. Von A. Buzik, Bergwerkingenieur. (Fortsetz.) . . . . .	45

### **Kooperative und Landwirtschaft:**

Die Morienberger landwirtschaftliche Genossenschaft. Von P. W. . . . .	47
Grasbau in Steppengegenden. Von R. N. Konstantinow, Agronom. (Fortsetzung.) . . . . .	50
Die Hirse. Von Antropow, Agronom (Fortsetzung.) . . . . .	53
Die Maul- und Klauenseuche. Von E. Kapoport, Veterinärarzt. (Schluß.) . . . . .	55

### **Aus Stadt und Dorf:**

Korrespondenzen. . . . .	57
--------------------------	----

### **Kultur und Leben:**

Den Högernden. Von Karl Zieffe. . . . .	59
Gegen den Strom. Erzählung von Walter Born. (Fortsetzung.) . . . . .	59
Zum 20. Jahrestag der Erschießung der Petersburger Arbeiter Aus eigenen Erinnerungen von G. Fischer. . . . .	61
Kampfrohe Jugend. Von Otto Krille. . . . .	62
Franz wird Rotarmist. Von Chr. Balthasar. . . . .	63
Vastige Ede. . . . .	64
Rätselede. . . . .	64

### **Beilage: Schule und Leben.**

Zur praktischen Durchführung der Komplexmethode in den Schulen 1. Stufe. (Zur Diskussion.) Von Fr. Ziegler. . . . .	5
Buchbesprechungen. . . . .	7

### **Beilage: Naturbilder aus unserem Gebiet.**

Unsere einheimische Schildkröte. Von Professor Emil Meber, Moskau. (Schluß.) . . . . .	5
Die Wolgasteppe im Winter. Landschaftsbild von P. Sinner. . . . .	6
Weitaus die schönste Stelle im ganzen Walde. Ein Märchen für jung und alt von Eugen Lewin-Dorsch. . . . .	8



# Unsere Wirtschaft

Illustrierte Halbmonatschrift

zur Aufklärung der Landbevölkerung in Land- und Wirtschaftsfragen,  
sowie in Wissenschaft, Kultur und Technik.

**Bezugspreis:**

Für einen Monat mit Ueberlieferung . . . 40 Kop. in Gold.  
Vierteljährlich . . . . . 1 Rbl. "  
Fürs Ausland für 6 Monate . . . . . 3 Dollar.

**Anzeigen:**

Die Petit-Zeile oder deren Raum . . . 25 Kop. in Gold.  
Fürs Ausland . . . . . 15 Cents.

Nummer 2.

Pokrowsk, 31. Januar 1925.

Jahrgang 4.

## Sergei Kolotilow.

Wieder ein Opfer aus den Reihen der Führer unserer kleinen Organisation. Nach den Gen. Maifinger und Sprenger ist Serjescha Kolotilow nun der erste aus den Reihen der hervorragenden Parteigenossen, der seinem großen Pflichtbewußtsein den Arbeitern und Bauern gegenüber zum Opfer fiel.

Gen. Kolotilow ging aus den Reihen der niedrigsten Schichten der Arbeiterklasse, der Lastträger, hervor. Als solcher trat er im Jahre 1918 in die Partei ein. Sehr bald lenkte er die Aufmerksamkeit aller auf sich. Er organisierte die Marzstädter Außerordentliche Kommission zum Kampf gegen die Konterrevolution. Später finden wir ihn in den Reihen der Kavallerie Budjennys. Von der Front zurückgekehrt, arbeitete er wieder in der Außerordentlichen Kommission. Als die Hungersnot von 1921 ausbrach, stellte ihn die Partei an die Spitze des Kampfes mit dem Hunger. In unermüdlichem Schaffenszeifer, Tag und Nacht arbeitend, holte er sich hier die Krankheit, der er später erlag.

In Anerkennung seiner Arbeitsverdienste stellte ihn die Partei als stellvertretenden Vorsitzenden des Gebiets-Vollzugs-Komitees, welche Stelle er auch bis zur Reorganisation des

Gebiets in eine Autonome Sozialistische Räte-republik innehatte. Von dieser Zeit an war er Volkskommissar für innere Angelegenheiten. Als sich die schwere Lage unserer Konsumkooperation offenbarte und im Zusammenhang mit den Beschlüssen des 13. Parteikongresses die Kooperation eine ungeheure Bedeutung in unserm sämtlichen Wirtschafts- und Geistesleben gewann, wurde Gen. Kolotilow von der Partei aus als Leiter der Kooperation vorgeschlagen. In dieser für ihn gänzlich neuen Arbeit hinterließ er, ungeachtet seiner Krankheit und seiner kurzen Arbeit hier, dennoch tiefe Spuren in der ganzen Arbeit unserer Konsumkooperation.

Und nun ist er nicht mehr unter uns . . . Unsere Partei fühlt seinen Verlust um so schmerzlicher, da er in den Verhältnissen unserer Kolonien aufgewachsen ist und die Psychologie und die Sprache unserer deutschen Arbeiter und Bauern sehr gut kannte.

Schlafe sanft, teurer Freund! Dein Beispiel, deine Arbeitsfreudigkeit und dein Opfermut werden Hunderte und Tausende anfeuern, dein Werk zu Ende zu führen!

Die Redaktion.

# Eine neue Lehre.

(НОВЫЙ УРОК.)

Von F. S.

In einem Leitartikel unserer Zeitschrift („Bolschewismus und Bauernfrage“, „Unsere Wirtschaft“ Nr. 16, 1924) beschäftigten wir uns mit der Frage der Entwicklung der Bauernbewegung und stellten fest, daß der Weg der russländischen Bauernschaft nach seinem Sinn der weltgeschichtliche Weg der gesamten Bauernschaft ist. Wir deuteten damals auf die Gärung der Bauernmassen in Bulgarien, Jugoslawien, Rumänien und Polen hin, wo man die Keime einer bolschewistischen Lösung der Bauernfrage beobachten kann.

Seither liefert uns das Schicksal der kroatischen Bauernpartei genügendes Lehrmaterial für die Prüfung der Richtigkeit unserer Auffassung, und wir sehen uns veranlaßt, gewisse Zusammenhänge dieser Ereignisse zu untersuchen.

Die kroatische Bauernpartei spielt seit geraumer Zeit eine bedeutende Rolle in der Politik des jugoslawischen Königreichs. Selbst Jugoslawien ist fast ausschließlich bäuerlich. Der politische Kern dieses Staatsgebildes ist das frühere Serbien, das nach dem Siege der Entente die kroatischen und slowenischen Stammesgenossen in ein neues Reich der südslawischen Stämme der Serben, Kroaten und Slowenen einverleibt hat. Außer diesen „blutsverwandten“ Völkern wurde eine beträchtliche Anzahl von anderen Nationalitäten in den neuen Staat hineingezwungen, wie Deutsche, Ungarn, Bulgaren, Mazedonier, Albanier usw. Das siegreiche Serbien machte sich keine Gewissensbisse über das Selbstbestimmungsrecht der Völker; das Schwert ist zeitweise gerade so überzeugend als der Wille — meinte die herrschende Klasse Serbiens, und so kam es, daß die serbische Bourgeoisie, die an der Spitze eines 4 $\frac{1}{2}$  Millionen zählenden Volkes stand, heutzutage ein Reich von 12 $\frac{1}{2}$  Millionen beherrscht. Aus dieser Tatsache ergibt sich die an und für sich verwickelte Nationalitätenfrage, die bis auf 98% zu gleicher Zeit eine Bauernfrage ist. Die serbische Bourgeoisie hat sich ein Gebiet der Jagd nach unbeschränktem Gewinn und der Ausbeutung und eine von tiefen Widersprüchen auf-

gewühlte soziale Ordnung geschaffen. Die Bauernschaft der neu eroberten Gebiete erhielt keine Scholle des vielversprochenen Grundes und Bodens, obzwar die Landfrage in den neuen Provinzen Serbiens eine brennende ist. Zwei Drittel des südslawischen Königreichs bestehen aus den Provinzen der ehemaligen österreich-ungarischen Monarchie, wo der Großgrundbesitz mehr als 50 Proz. des fruchtbaren Bodens ausmacht. Die sozialen Verhältnisse in diesen Ländern tragen einen mehr oder weniger feudalen Charakter, d. h. die Landordnung hat eine große Ähnlichkeit mit der gesetzgeberisch schon vernichteten, aber tatsächlich aufrechterhaltenen Leibeigenschaft. Allein das Mutterland Serbien empfindet die Schärfe der Landfrage nicht, da eine serbische Großgrundbesitzerklasse fehlt, weil die Vertreibung der Türken in den 20-er Jahren des vergangenen Jahrhunderts auch die Vertreibung der Großgrundbesitzer mit sich brachte. Es ist demnach verständlich, daß die Bauernbewegung in Jugoslawien zersplittert ist und daß die serbische Bauernschaft die Not und den Landhunger ihrer Klassenbrüder gleichgültig betrachtet. Aus diesen Erwägungen ergibt es sich, daß die Führerrolle in der Bauernbewegung nicht der serbischen Bauernschaft gehört; sie mußte naturnotwendigerweise auf jene Bauernschaft übergehen, die die beiden Plagen, d. h. die nationale und die agrarische, unmittelbar empfindet. In den ersten Nachkriegsjahren kam die Bauernschaft kaum zum Wort. Die serbische Bourgeoisie war mit der Einrichtung des vergrößerten Staates beschäftigt. Selbstverständlich wurde alles darauf gerichtet, die überwiegende politische und wirtschaftliche Bedeutung und die Interessen der serbischen Bourgeoisie durch die Zentralisation des ganzen Staates zu sichern. Die Zentralisation bedeutet soviel, daß die besonderen nationalen Lebensfragen aller nichtserbischen Völkerschaften unberücksichtigt blieben und daß das jugoslawische Königreich nach außen und im Inneren die serbische Einheit darzustellen berufen war. Einzig und allein die revolutionäre Arbeiterklasse des Landes hat im Rausche

des Sieges und der Staatsgründung die Tragweite und die Folgen dieser Politik durchblickt. Sie protestierte und organisierte den Widerstand gegen die Räuberpolitik der serbischen Regierung, die sich angesichts dieser Gefahr zu einem kühnen Schritt entschloß.

Um die Bauernschaft als einen künftigen Bundesgenossen des Proletariats zu ent Waffen, erließ die Regierung einen Gesetzentwurf über die Verteilung der Großgrundbesitzer. Die Bauernschaft war zu leichtgläubig und ging auf den Leim, und als demnach die Arbeiterklasse auf sich selbst angewiesen war, ging die ärgste Hetzjagd gegen die Arbeiterschaft los. Die kommunistische Partei Jugoslawiens wurde mit Hilfe des frischgebackenen Gesetzes zum Schutze der Staats- und Gesellschaftsordnung (das sogenannte Obznana-Gesetz vom Juli 1921) zerschlagen, die 55 Parlamentsmitglieder der Partei ihrer Mandate für verlustig erklärt, die Parteimitglieder verhaftet und verurteilt. Inmitten der wildesten Arbeiterverfolgung blieb die Bauernschaft gleichgültig gegen die Leiden der Arbeiterschaft und erwartete die Erfüllung des Regierungsversprechens. Aus der Landverteilung ward aber nichts. Wo sie zur Bewirklichung kommen sollte, dort nisteten sich die ehemaligen serbischen Unteroffiziere ein, denen das Gesetz einen Vorzug vor allen andern gewährte. Diese Beteiligten des Landsegens haben aus der Bodenreform ein glänzendes Geschäft gemacht: sie verkauften ihre Landanteile wieder an die früheren Eigentümer; die gewöhnlichen Sterblichen sollten unentgeltlich keine Scholle erhalten, und da die Erlösgelder so hoch und angesichts der fallenden serbischen Valuta sogar in fremder, aber wertbeständiger Geldwährung festgestellt waren, blieb auch dieses Land unverkauft und in den Händen der Großgrundbesitzer. Ein Jahr darauf, als das ganze schätzbare Spiel endgültig enthüllt war, erschien ein Gesetz, wonach die mustergültigen und Kulturlandstücke in den Händen der früheren Eigentümer belassen werden mußten. In der Tat war es ja schon der Fall, aber man wollte die Grundbesitzer auch gesetzgeberisch beruhigen. Natürlich wurden sämtliche Besitztümer für mustergültig erklärt.

Nach dieser Regierungstat erwachte die bewegte Bauernschaft überall. Es kam zu Unruhen in Dalmatien und Mazedonien, die aber infolge der Zersplitterung der Kräfte überall niedergeschlagen wurden. In Kroatien, wo die Bauernbewegung eine Vergangenheit und Organisation hatte, erlangte die Bewegung derart großen Umfang, daß sie fast die ganze Nation ergriff. Der Fehler der frischen Vergangenheit hat die Bauernschaft nicht bloß zum Nachdenken über die Ursachen der geschaffenen Lage angespornt, sondern zugleich eine neue Form des Kampfes gegen die Bourgeoisie erstrebt. Der Führer dieser Bewegung, Stephan Raditsch, sah die Zusammenhänge großer geschichtlicher Ereignisse jetzt schon klar; man schritt auch zur Erfassung der nichtkroatischen Bauernschaft; man wollte und will vereint marschieren und vereint schlagen. Die Bauernschaft muß Bundesgenossen finden, da sie allein den ungeheuerlichen politischen Aufgaben nicht gewachsen ist, die sich vor ihr aufstürmen. Die Bourgeoisie kann nicht den politischen Bund machen, weil sie von Natur aus auf die Ausbeutung eingestellt ist; der Bundesgenosse kann nur die Arbeiterklasse sein, die gleichfalls ausgebeutet wird. Die Schlussfolgerung dieser Erkenntnis erfolgte vonseiten der kroatischen Bauernpartei im Sommer 1924, als sie in die Moskauer Bauerninternationale eintrat. Die serbische Regierung hat ihrerseits auch Schlüsse gezogen; sie hat im Dezember 1924 dasselbe Gesetz, das gegen die Kommunisten gerichtet war, gegen die kroatischen Bauern und ihre Partei in Betrieb gesetzt, die Partei aufgelöst, sie für kommunistisch und staatsgefährlich erklärt und die Führer der Bauernpartei verhaftet.

So fanden sich auf dem Leidensweg und inmitten des weißen Schreckens die Arbeiter und Bauern Kroatiens. Ihre Lehre ist auch die Lehre für die Bauernschaft anderer Länder, hauptsächlich für uns. Der Bundesgenosse und Reisegefährte des Arbeiters auf seinem geschichtlichen Wege ist der Bauer. Diese geschichtliche Notwendigkeit, von der sich auch die Bauernschaft immer mehr überzeugt, ist das Unterpfand für Kampf und Sieg.

## Politische Rundschau.

(Политическое обозрение.)

Das Eis ist gebrochen. Der Minister des Auswärtigen der Vereinigten Staaten Nordamerikas Houghes (sprich: Jus), der größte Feind des Rätebundes, wurde seines Amtes enthoben, so daß nun an ein friedliches Zusammenarbeiten auch mit Amerika gedacht werden kann. Der Abschied war die Folge des langjährigen Kampfes, den Senator Bora gegen ihn und seine auswärtige Politik führte. Nun, nach unseren Baumwolleneinkäufen in Amerika, hat sich die amerikanische Großbourgeoisie von der Richtigkeit der Ansichten Boras überzeugt und ihren alten Liebling vor die Tür gesetzt. Es wird ja noch eine Weile währen, bis die Anerkennung erfolgen wird; denn in den Beziehungen zu dem proletarischen Staat sind große Formalitäten erforderlich, aber das Eis ist gebrochen.

Auch in Japan ist das Eis gebrochen. Auch die japanische Regierung hat endlich den hartnäckigen Forderungen ihrer Bevölkerung nachgegeben und nach jahrelangen Verhandlungen einen Vertrag mit uns abgeschlossen. Man hat sich überzeugt, daß sich der Rätebund weder durch Drohungen, noch durch List und Schmeichelei davon abbringen läßt, die Interessen der Völkerschaften unseres Bundes zu schützen. Für uns bedeutet dieses Abkommen nicht nur eine neue Anerkennung, sondern auch das Ende der Einnisungen in unsere inneren Angelegenheiten im fernen Osten und die weitere Ausdehnung unserer Freundschaftsbeziehungen zu allen Völkern des Ostens.

Für Japan bedeutet dieser Vertragsabschluss in erster Linie, daß es sich im Falle eines Zusammenstoßes mit seinen mächtigen Nachbarn im Osten, mit den Vereinigten Staaten, den Rücken freihält. Durch das Erdbeben im Jahre 1923 verlor Japan die Möglichkeit, als großer Konkurrent der räuberischen Großstaaten in der imperialistischen Politik aufzutreten. Seine ernsteste Sorge ist es, die Imperialisten von seinen eigenen Grenzen fernzuhalten. Und dieser Aufgabe müssen die eigenen imperialistischen Gelüste geopfert werden.

Ungeheure Schwierigkeiten bringt die Weiterentwicklung Deutschlands mit sich. Nach der Niederlage der Revolution im Oktober 1923 waren sich alle bourgeoisien Parteien, die Sozialdemokraten miteingeschlossen, einig, daß die unbefiegte Arbeiterklasse mit den Kommunisten an der

Spitze um jeden Preis unschädlich gemacht werden müsse. Aber wie das anfangen? Durch die Stabilisierung, durch den wirtschaftlichen Aufschwung. Und diese Stabilisierung versuchte man im vorigen Reichstag durch die Annahme des Dawesplans, durch den Ausverkauf der deutschen Industrie herzustellen. Die Annahme dieses Planes sollte frisches Blut in die Wirtschaftsadern einflößen. Nun ist der Plan angenommen, das Geld ist erhalten. Der Dawesplan soll nun praktisch im Leben durchgeführt werden. Die Großkapitalisten Deutschlands waren sich immer in der Frage einig, daß nur sie berufen seien, diesen Plan zu verwirklichen, da sehr viele Vorteile damit verknüpft seien. Aber wie das verwirklichen? Gegen eine offen kaiserliche Regierung, gegen eine Regierung der Metall- und Kohlenkönige wird die Arbeiterklasse, die man jetzt noch nicht reizen darf, offen auftreten. Und daher die lange Krise, die großen Manöver usw. Das Kabinett Lutter ist nun endgültig gebildet. Kaisertrou, fromm und gottesfürchtig ist sein Gesicht; und doch beginnt es seine Tätigkeit mit Vergünstigungen den Bergwerksarbeitern gegenüber.

Man versucht, die Arbeiter mit List und heuchlerischer Nachgiebigkeit zu fangen, um dann leichter wirtschaften zu können. Aber die deutschen Arbeiter werden auf der Hut sein; sie werden die Vergünstigungen annehmen, aber auch dessen eingedenk sein, daß man nur einer starken Arbeiterklasse schmeichelt, und werden diese ihre Stärke zu wahren wissen und nur dann und dort anwenden, wann und wo es der Arbeiterklasse unbedingt Nutzen bringt.

Im Rätebunde ist die Stimmung ganz anders. Nicht nur die Arbeiter und Bauern folgen nun schon sieben Jahre der Rätemacht mit grenzenlosem Vertrauen, auch die Intelligenz, hauptsächlich die Dorfintelligenz, wendet sich nun der RKP und der Rätemacht vertrauensvoll zu. Auf dem allrussischen Lehrertongreß feierte die Lehrerschaft den Abschluß des Freundesbundes mit der Rätemacht, mit ihrer Macht, mit der RKP, mit ihrer Partei. Heute, da sich die Lehrerschaft nun angesichts der schroffen Klassenschichtung des Dorfes endgültig entscheiden mußte, mit wem sie geht, hält sie gleichen Schritt mit der RKP und der armen Bauernschaft im Dorf.

# Wirtschaft und Wissen.

## Ein Jahr ohne Lenin.

(Год без Ленина.)

Von W. Wegner.

Am Todestage des großen Führers der Unterdrückten sind alle Blicke auf den im verfloffenen Jahre zurückgelegten Weg gerichtet. Unwillkürlich stellt sich ein jeder die Frage, ob wir den Leninschen Geboten gerecht werden, ob wir die Leninsche Bahn einhalten.

Um auf diese Fragen antworten zu können, ist es notwendig, kurz auf die Grundfragen der Leninschen Lehre zurückzukommen.

In der Periode des Aufblühens des Kapitalismus in Rußland, in der Periode, in der das revolutionäre Proletariat entstand, mußte Genosse Lenin als Schüler von Marx und Engels ein Revolutionär werden. Die Bedingungen der historischen Entwicklung Rußlands — die Ueberbleibsel der Leibeigenschaft, des Feudalismus und das Zarensystem überhaupt wirkten auf das Proletariat Rußlands und durch dieses auch auf Lenin stark revolutionierend ein. Als Schüler von Marx und Engels wußte Lenin, daß die kapitalistische Welt selbst ihren Totengräber in dem Proletariat erzeugt. Marx konnte den Weg der unmittelbaren Befreiung des Proletariats noch nicht betreten, da die Verhältnisse noch nicht so weit herangereift waren. Lenin, der ganz auf der Lehre von Marx und Engels fußte, studierte die Kampfesformen, die Marx in seinen Werken nur andeutete, und setzte sie in die Tat um. Das große Verdienst des Genossen Lenin besteht darin, daß er die Kampfesform der Diktatur des Proletariats nicht nur theoretisch begründete, sondern sie auch zur Staatsmacht erhob. Schon Marx wies darauf hin, daß der Kampf mit der Bourgeoisie nur von dem Proletariat geführt werden kann. Dieser Grundbegriff der Revolution wurde von Lenin dahin vervollständigt, daß dieser Kampf im Bunde mit der Bauernschaft geführt werden muß. Lenin lehrte, daß das Proletariat die einzige organisierte

Kraft ist, die den Kampf mit dem Zarismus und mit der Bourgeoisie führen kann, daß das Proletariat diese Möglichkeit kraft seiner Stellung im Produktionsprozeß hat. Unterdrückt sind auch die Bauern, aber sie sind zerstreut und haben nicht die Erfahrungen und die Disziplin, die der Arbeiterklasse eigen sind. Auf Grund dieser Feststellung erklärte Lenin die Diktatur des Proletariats als notwendige Uebergangstufe zur gänzlichen Befreiung der Menschheit.

Um den Kampf für die bessere Zukunft siegreich zu Ende führen zu können, untersuchte Lenin die Interessengemeinschaft der Bauern und Proletarier und fand, daß diese beiden Klassen keine Gegensätze trennen. Daher auch die beständige Sorge um die Erhaltung des Bundes dieser beiden für die weitere Entwicklung der Revolution.

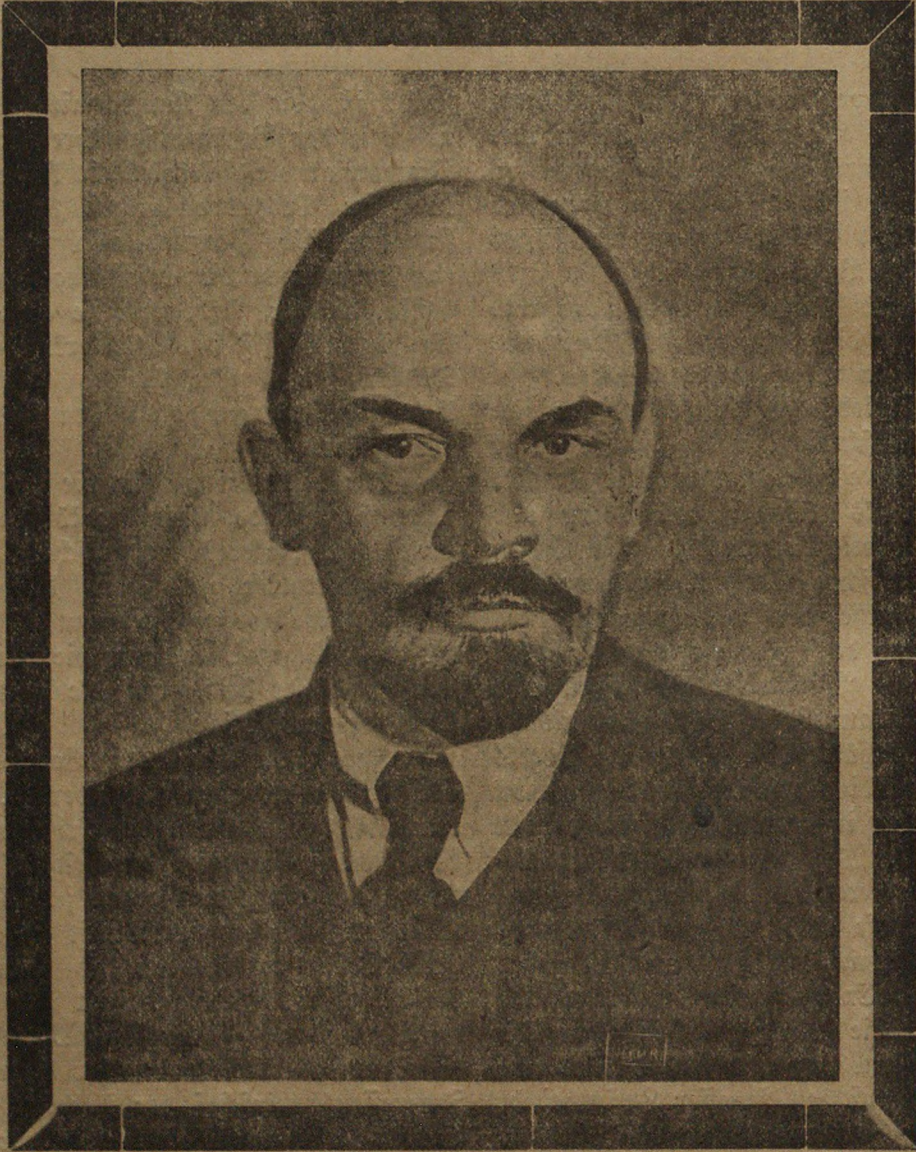
Im Kampfe mit der Bourgeoisie müssen alle Kräfte mobil gemacht werden. Lenin betrachtete den Kampf der Arbeiterklasse gegen die Bourgeoisie als den einzig berechtigten Krieg, als den Krieg gegen jede Kriege. Im Krieg muß die richtige Taktik angewandt werden. Lenin lehrte, daß das Bauerntum aus verschiedenen Schichten besteht und daß es notwendig ist, die armen und Mittelbauern auf die Seite des Proletariats herüberzuziehen. Die Interessengemeinschaft der Arbeiter und Bauern ist nicht nur während des unmittelbaren Kampfes um die Macht zu wahren, sondern auch mit großem Fleiß nach der Machtergreifung des Proletariats zu pflegen.

Die Diktatur des Proletariats ist notwendig, um den Feind unschädlich zu halten. Soweit aber die Diktatur von dem Proletariat ausgeübt wird, ist es notwendig, in den Formen dieser Staatsordnung die Interessen des Bauerntums als Verbündeten der Arbeiterklasse

zu wahren. Diese Formen der Diktatur fanden in der Sowjetmacht ihren Ausdruck. Darum die große Sorge Lenins um die Verbesserung des Sowjetapparats. Er wies immer darauf hin, daß der Sowjetapparat vereinfacht und verbilligt werden muß.

Er stellte immer den Vergleich mit dem alten bürokratischen Apparat aus, um zu zei-

gen, was verbessert und was gänzlich abgeschafft werden muß. Lenin, der die Befreiung der Menschheit in der revolutionären Bewegung der Millionen sah, der seine Lehre für alle Völker gab, suchte die Verbesserung des Sowjetapparats in der Heranziehung der breiten Arbeiter- und Bauernmassen. Hier muß unterstrichen werden, daß Lenin immer von dem



Standpunkte des Klassenkampfes der Arbeiterklasse und der ärmsten Bauern ausging. Er war Anhänger der Weltrevolution und sah in der Revolution einzelner Länder nur den Anfang dieser großen menschenbefreienden Bewegung.

Es ist unmöglich, in einigen Zeilen wiederzugeben, was in vielen Bänden von Lenin

gelehrt wurde und was er in seinem Leben praktisch leistete.

Es stellt sich heute die Frage, ob wir der Lehre Lenins gerecht werden, ob sich unsere praktische Arbeit auf dem von Lenin gezeigten Wege bewegt.

Wenn wir die Entwicklung der III. Komm. Internationale nehmen, deren Gründer Lenin



ist, so müssen wir sagen, daß im Verlaufe des verflossenen Jahres die kommunistischen Parteien wuchsen und nun kampffähig sind. Die Komm. Partei Rußlands hat im vergangenen Jahre zwei große Prüfungen überstanden; das sind die beiden Trozkidiskussionen, die zeigten, daß die Leninspartei stark und fest ist. Lenin, der immer das größte Interesse der Partei zuwandte, trug zweimal deren Reinigung an, um ihr ein mehr proletarisches Gesicht zu geben, um die fremden Elemente aus ihr zu entfernen. Im verflossenen Jahre haben wir mehr als 200.000 der besten Arbeiter in unsere Partei aufgenommen. In der internationalen Politik sehen wir, daß auch Fortschritte gemacht wurden. Die kapitalistischen Staaten kommen zu der Einsicht, daß man mit dem proletarischen Staat nicht wie mit Sklaven reden kann.

Unsere wichtigste Arbeit ist der innere Aufbau. Lenin wünschte und setzte alle seine Kräfte daran, den Zeitpunkt näher zu rücken, da unsere Industrie wieder imstande sein werde, das Bauerntum mit allem Nötigen zu versorgen. Im Verlaufe dieses Jahres haben wir die Heizmaterial- und Transportkrise ganz überlebt. Heute steht die Frage, wie wir unsere Exportmöglichkeiten am besten ausnützen.

Besonderes Gewicht muß auf die Durchführung der Geldreform gelegt werden. Der feste Rubel und genügend Rohstoffe — bei regelrechtem Transportverkehr — haben die Möglichkeit gegeben, eine planmäßige Wirtschaft zu führen.

Bezüglich der Landwirtschaft können wir feststellen, daß die Aussaatfläche immer mehr wächst, und wenn in diesem Jahre uns auch

wieder eine Missernte heimgesucht hat, so ist sie für den Bauer nicht so schwer wie im Jahre 1921; denn die Viehzucht, die Gemüseernte und die öffentlichen Arbeiten halfen den Bauern über die größte Not hinweg.

Der Kampf mit der Missernte hat zwar die Entwicklung unserer Wirtschaft gehemmt, aber nicht eingestellt. Der Staatskostenanschlag wird in diesem Jahre zum erstenmal ohne Defizit aufgestellt, ungeachtet dessen, daß die Auslagen um einen beträchtlichen Teil vergrößert werden, der zum Kampf gegen die Folgen des Hungers verwendet werden soll.

Eine wichtige Aufgabe ist noch nicht ganz gelöst; das ist die Versorgung des Dorfes mit billigen Waren. Aber auch auf diesem Gebiete sind wir vorwärts gekommen. Die Preise auf die Industriewaren sind in diesem Jahre niedriger geworden, und die Preise auf die landwirtschaftlichen Produkte sind gestiegen. Das bedeutet eine bessere Beziehung zwischen Stadt und Dorf. Die letzten Sowetwahlen zeigen ein starkes Wachstum der Aktivität der Bauernschaft. Es geht ein starkes Beleben der Ortswowete vor sich.

In diesem Jahre und besonders in der letzten Zeit ist die Frage der Arbeit im Dorfe gestellt, die Frage der Festigung des Bundes zwischen der Arbeiterklasse und dem werktätigen Bauerntum.

Somit sehen wir, daß unsere Arbeit im Sinne der Lehre Lenins vor sich geht. Um einen richtigen Begriff von unserer Bewegung zu geben, sei gesagt, daß das Weiterbewegen und das Gedeihen der Revolution die Weltrevolution ist — und das heißt Kampf!

## Aus dem Nachlaß von Karl Liebknecht.

(Из произведений Карла Либкнехта.)

Fluch der Halbheit.

(September, 1917). Der Fluch aller Halbheit, aller Unentschlossenheit ist der erste, älteste aller politischen Flüche — trotz Kain und Abel.

Nur eine Ganzheit, keine Halbheit, kein achseltragender Kerenski, nur eine Diktatur des

Arbeiter- und Soldatenrats, eine Diktatur des Proletariats kann die russische Revolution für die Klasse retten, retten vor dem — noch immer — lauernenden Zarismus, retten vor den Hohenzollern und Habsburgern, retten vor dem russischen Imperialismus und vor dem Imperialismus der Entente. Nur eine Diktatur des Proletariats und der zu ihm stehenden Massen in

Stadt und Land, die die Verteidigung dieser — ihrer Republik, dieses ihres revolutionären Rußlands gegen die erobernden Sklavenhorden der Mittelmächte und ihre Tamerlane entschieden proklamieren und in diesem revolu-

durch den Arbeiter- und Soldatenrat ab. Heute brennt das Feuer unter den Nägeln, daß sich das russische Proletariat anders entscheide und in kühnem Selbstvertrauen das Steuer in die Hand nehme.

Das Fazit (das Ergebnis) von Brest.

Das Fazit von Brest ist nicht Null, selbst wenn es jetzt zu einem brutalen (grausamen) Unterwerfungsfrieden kommt.

Durch die russischen Delegierten wurde Brest zur weithin vernehmbaren revolutionären Tribüne. Es brachte die Entlarvung der Mittelmächte, die Entlarvung der deutschen Raubgier, Verlogenheit, Hinterlist und Heuchelei. Es hat das Verständigungsgeschwätz der ehrlich Harmlosen ad absurdum geführt. Und ein vernichtendes Verdikt über die deutsche Mehrheits-Friedens-Politik gefällt, die nicht sowohl scheinheilig, als vielmehr zynisch ist. Es hat in verschiedenen Ländern bedeutsame Massenbewegungen zu entfesseln vermocht. Und sein tragischer Schlußakt — die Interventionen gegen die Revolution, der neue Vormarsch gegen ein demoralisiertes, friedensheischendes Volk, das infame Friedensdiktat, dieser Beginn des nächsten Krieges — hat jede sozialistische Faser aufgewühlt. Er wird nicht verfehlen, die Völker der Westentente zum leidenschaftlichen Widerstand gegen das deutsche Hunnentum, zum Widerstand bis auf den letzten Blutstropfen aufzupeitschen. Es wird sich zeigen, welche Ernte den heutigen Triumphatoren aus dieser Saat reifen wird. Sie sollen ihrer nicht froh werden. Der Fluch der Welt wird auf ihnen lasten bis zu ihrem Untergang und solange Menschen ihrer gedenken werden.



Karl Liebknecht.

tionären Geiste den Krieg — ihre Macht auch gegen den Entente-Imperialismus üben — fortführen; nur in diesem Sinne. Bisher fehlte dazu die Kraft — wenigstens die Kraft des Entschlusses. Im Juli (!) noch lehnte Tschaidse die Uebernahme der vollen Regierungsgewalt

## Die 12. Gebietspartei-Konferenz.

(12-ая обл. партконференция.)

Von Chr. Horst.

Vom 7.—12. Januar tagte in Pokrowsk die 12. Gebietspartei-Konferenz unserer Republik. Die Arbeit und die Beschlüsse dieser Konferenz sind derart wichtig für unsere weitere politische und ökonomische Entwicklung,

daß man nicht stillschweigend an ihnen vorübergehen kann. Auf der Tagesordnung der Konferenz standen die brennendsten Fragen unserer jetzigen ökonomischen Lage überhaupt und die Lage im Dorfe im besonderen.

Alle diese Fragen fanden in den Beschlüssen der Konferenz ihre richtige Klärung. Dank dem Beiwohnen des Gen. Magidow, des Vertreters des Zentralkomitees der RKP und der Zentralkontrollkommission, wurden alle Fragen, besonders die Hungerfragen, noch ernster und ganz objektiv verhandelt. Weiter muß man darauf hindeuten, daß diese Konferenz die größte an der Zahl war; es waren nämlich 180 Delegierte mit entscheidendem und mehrere mit beratendem Stimmrecht beteiligt. Das ist einerseits eine Folge des Wachses der Parteiorganisation und andererseits des neuen Parteikurses, der auf dem 13. Parteitag angenommen wurde und der dahin geht, die breitesten Massen der Partei zur Beratung der Parteifragen heranzuziehen. Diese Konferenz hat selbstverständlich nebst ihrer allgemeinen Bedeutung eine sehr große Bedeutung für die Erziehung der Parteimitglieder, die an ihr teilnahmen.

Die Konferenz tagte am Vorabend des ersten Jahrestages des Todes des Genossen Lenin. Die Konferenz trauerte um ihren unvergeßlichen Führer und stellte in ihrem Beschluß über den Bericht des Zentralkomitees fest, daß wir ein Jahr ohne Lenin geschafft haben, aber nicht von dem Wege des Leninismus gewichen sind. Die Partei stand dieses erste Jahr fest auf dem Eckstein der Leninschen Lehre und führte die Arbeiter und Bauern zu neuen Erfolgen im Wirtschaftsaufbau.

Während die Arbeit des Gebietspartei-Komitees gutgeheißen wurde, wies die Konferenz darauf hin, daß unsere Republik vor einer sehr ernsten Zeitperiode, nämlich vor den Wintermonaten, steht, in denen alle Vorräte der Bevölkerung zu Ende gehen, und daß wir mit einer möglichen Hilfe an Nahrungsmitteln für die erwachsene Bevölkerung rechnen müssen. Die Herbstwitterung verspricht uns jedenfalls keine gute Ernte; deswegen müssen wir der kommenden Frühjahrssaat eine große Aufmerksamkeit schenken, indem wir keine Verkleinerung der Saatfläche zulassen und den nötigen Samen, sowohl vom Zentrum, als auch aus örtlichen Mitteln, beschaffen. Die Konferenz konstatierte mit Genugtuung die schnelle und zeitgemäße Hilfe von der Zentralregierung und

den Besuch des Genossen Rykow, die die eingetretene Panik einstellten, indem sie den Bauern wieder Hoffnung auf Hilfe und auf Weiterkommen gaben.

Die Hauptaufgaben im Kampfe mit den Folgen der Mißernte stehen uns noch bevor; deshalb müssen wir recht sparsam jede Kopete verausgaben, daß die Mittel ihr Ziel — Hilfe den Hungernden — erreichen. Die Kommission zur Bekämpfung der Folgen der Mißernte beim Zentral-Vollzugskomitee muß sowohl in ihrem Bestande selbst, wie auch in ihrer Arbeit und bei der Verteilung der Mittel mehr geschmeidig sein und alle Sonderheiten einzelner Kantone beachten, um jedwede Fehler zu vermeiden. Die RKP sollen ihrerseits die Lebensbedingungen jedes Dorfes erforschen, um die Mittel richtig zu verteilen.

Indem die Konferenz eine gute Aktivität und einen gesunden Zustand der Organisation feststellte, machte sie das Gebietskomitee darauf aufmerksam, daß unsere junge Organisation marxistisch sehr schlecht vorbereitet ist und daß der Frage der marxistischen Propaganda in Zukunft mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden muß. Die Konferenz faßte den Beschluß, beim Zentralpartei-Komitee um Mittel zwecks Ausgabe deutscher Massen- und Propagandaliteratur einzukommen, da letztere bei uns gänzlich fehlt. Das Gebietskomitee soll in nächster Zeit eine Serie Leninscher Literatur in deutscher Sprache erscheinen lassen.

Die Konferenz unterstrich die allgemeine Bedeutung des Leninschen Aufgebots und wies darauf hin, daß die Leninianer eine große Erfrischung in die Parteiorganisation gebracht haben und daß sie den besten Teil der Arbeiterklasse darstellen. Nur wurde darauf hingewiesen, daß der Prozentsatz der deutschen Leninianer (12 Proz. aus der Gesamtzahl von 411 Mann) zu niedrig ist und daß die Parteiorganisationen an Ort und Stelle (hauptsächlich in Marxstadt und Balzer) die Arbeit der Parteierwerbung aus der Mitte der Arbeiterinnen und Arbeiter verstärken müssen.

Die Arbeit im Dorfe ist das Zentrum unserer Partei- und Staatsaufgaben, da wir den Bund der Arbeiter und Bauern

stets kräftigen müssen, besonders jetzt, da im Dorfe nach den Mißerntejahren die einzelnen Bauernwirtschaften sehr niedergekommen sind (wir haben etwa 50 Prozent pferdelose) und die Zergliederung der Dorfschichten sehr schnell vor sich geht. Der Prozeß der Zergliederung der Bauernschaft (reiche Bauern, Mittelbauern, arme Bauern, Batraken — Lohnknechte) hat einen starken Wuchs der politischen Aktivität nicht nur der oberen Dorfschicht (der reichen Bauern), sondern der gesamten Bevölkerung, d. h. aller Schichten zur Folge. Die ärmere und mittlere Bauernschaft kam zum Bewußtsein ihres politischen Daseins und hat den Kampf mit der reichen Bauernschaft aufgenommen, indem sie sich um die Dorfräte und die Komitees für gegenseitige Hilfe gruppieren. Die Kulaken stellen im Dorfe eine nicht allzugroße Schicht dar; aber ihr Einfluß auf die Bauernschaft (besonders in den deutschen Dörfern) ist sehr groß und immer schädlich. Sie „schmuggeln“ sich in die Kooperativen und Dorfräte ein, besitzen oft noch unbewegliches Privateigentum in Form von Dampfmühlen usw., daher ihr Einfluß. Die Konferenz wies auf unsere Fehler an Ort und Stelle bei den letzten Dorfumwahlen hin, die darin bestehen, daß man nicht energisch genug um den Mittelbauer gekämpft hat, ja noch mehr, daß man den etwas starken Mittelbauer oft als Kulak angesehen hat. Diese Fehler sind Folgen der nicht richtigen Vorstellung vom Kulak überhaupt.

Um den Mittelbauer in unserer tagtäglichen Arbeit von dem Großbauer zu unterscheiden, müssen wir eine richtige Vorstellung von dem Kulak als solchem haben. Der heutige Kulak (nach den Mißernten und dem Hunger) stellt einen ganz anderen Typus dar als der Kulak der Periode des „Kriegskommunismus“. Den früheren Kulak beurteilten wir in den Bedingungen unserer Landwirtschaft nach dem Land-, Pferde- und Inventarbesitz; heutigentags aber haben wir sogar pferdelose Kulaken mit nicht allzuviel Land und Inventar. Diese neuen Kulaken oder Dorfbourgeoisie entwickeln und bereichern sich auf ganz anderer Grundlage, nämlich auf der Grundlage der Ueberverteilung, der Bucherabmachungen, des Handels, des

Pferde- und Gebäudekaufs von der verarmten Bauernschaft für einen Spottpreis usw. Mit diesem Kulakentum müssen wir kämpfen, dieser Dorfbourgeoisie müssen wir unter der Leitung der Partei den Mittelbauer und den armen Bauer gegenüberstellen. In diese Frage hat die Konferenz Klarheit gebracht. Der Apparat und der Arbeitsinhalt unserer Dorfräte sind auch in keinem Falle dem Kampfe gegen das Kulakentum angepaßt; denn der Hauptkern in der Arbeit des Dorfrates — das kollektive Besprechen und Beschließen — fehlt (hauptsächlich in den deutschen Dörfern). Beinahe alle Fragen werden in den Gemeindeversammlungen entschieden, wo die Kulaken frech auftreten und mehr Courage haben, so daß die Fragen oft zu ihren Gunsten entschieden werden. Folglich ist es nicht genügend, einen Dorfrat mit einem guten Klassenbestand zu besitzen. Erst dann, wenn der Dorfrat in seiner kollektiven Arbeit als Rat es versteht, die Diktatur der arbeitenden Bauernschaft gegen die Kulaken durchzuführen, erst dann verwandelt sich der Dorfrat in einen Klassenapparat. Unsere Dorfparteizellen sind auch oft ihren Aufgaben nicht gewachsen, verstehen ihre Parteifunktionen nicht, erlauben sich, administrative Maßregeln zu ergreifen usw. Alles dies stößt die Bauernschaft von der Partei ab und bringt ihr eine grundsätzliche Vorstellung von der Partei überhaupt bei. Das Gebietskomitee muß sich zur Aufgabe machen, einen anderen Inhalt in die Arbeit der Dorfszellen zu bringen, um die Autorität der Partei im Dorfe zu heben.

Die Konferenz hat den Bericht der Kontrollkommission angehört und die Verschmelzung mit der Arbeiter- und Bauerninspektion, sowie auch die Arbeit dieser Organe gutgeheißen. Die Kontrollkommission hat in der Zeitperiode von der letzten Parteikonferenz bis jetzt die nötige Autorität wie unter den breiten Massen der Arbeitenden, so auch in den Staats- und Wirtschaftsorganen gewonnen. Es ist ein guter Anfang gemacht im Sinne der Erforschung und Erlernung des örtlichen Sowetapparats (Dorfräte und Ranton-Vollzugskomitees), um ihn der Bevölkerung noch mehr anzunähern, den

Bürokratismus zu beseitigen und den Apparat zu verbilligen. Die Heranziehungsmethode zur Mitarbeit in der Arbeiter- und Bauerninspektion, sowie auch die Wahl der Untersuchungsobjekte wurden von der Konferenz

gleichfalls gutgeheißen. Es wurde vonseiten der Konferenz die gesundende Wirkung der begonnenen Parteiuntersuchung abgemerkt, die die Parteimitglieder zum Lernen anspornt und die Reihen der Organisation festigt.

## Zur Organisation unserer Wirtschaft.

(К организации нашего хозяйства.)

Von H. Schlegel.

(Schluß.)

Selbstverständlich werden darauf alle an dem Aufbau der Landwirtschaft Beteiligten sagen, daß sie die Natur bekämpfen wollen. Aber der Schwerpunkt liegt darin, daß die Ausgangspunkte auch die praktischen Maßnahmen bestimmen.

Nehmen wir den ersten Standpunkt an, so betreten wir einen langen, langen Weg der allmählichen Umgestaltung unserer Wirtschaft. Dieser Weg wird sich infolge ökonomischer und kultureller Umstände verlängern, und zwar aus folgenden Gründen. Die Anhänger dieses Standpunktes stützen sich hauptsächlich darauf, daß unsere landwirtschaftlichen Versuchstationen immer bessere Ernten bekommen als die umliegenden Bauern. Zum Beispiel, die Krasny-Kuter Versuchstation hatte im Jahre 1924 folgende Ernte: Roggen auf früher Brache 25 Pud, Weizen 20 Pud, Gerste 20 Pud. Die umliegenden Dörfer ernteten dagegen: Roggen 2 Pud, Weizen und Gerste gar nichts. Die Versuchstation in Besentschuk (Gouv. Samara) erntete Roggen 110 Pud, die umliegenden Dörfer nur 15 Pud.

Daraus schließt man: Wird der Bauer gerade so gut das Land bearbeiten wie die Versuchstationen, so wird er auch immer gute Ernten haben, und die Mißernten sind besiegt.

Das scheint nun alles ganz richtig zu sein; aber kann man wohl so etwas von unserem Bauer heute und morgen schon verlangen und, davon ausgehend, auch heute schon seine praktischen Maßnahmen bestimmen? Meiner Meinung nach — nicht, und zwar aus folgenden Gründen:

Um das Land gut zu bearbeiten, müssen auch ein guter Pflug und 5—6 gute Pferde

dazu sein. Wieviel Bauern haben das? Zu diesem Pflug muß noch vieles andere sein: Samen, Inventar, regelrechter Fruchtwechsel, Bißchen (zum wenigsten) Aufklärung usw. Also gerade die Kultur und das Kapital müssen sein, was heute fehlt und nur mit großer Mühe angeschafft werden kann. Außerdem müßte einmal berechnet werden, wie teuer ein Pud Getreide der Ernte der Versuchstation im Vergleich zu der Ernte des Bauers kommt; dann bekäme man neues Material zur Beurteilung des wirtschaftlichen Wertes der Ernten der Versuchstationen.

Dabei muß ich sagen, daß die Arbeiten und Errungenschaften der Versuchstationen als wissenschaftliche Arbeiten gar nicht zu unterschätzen sind; sie müssen entschieden erweitert und den Bedürfnissen der örtlichen Wirtschaft, so viel es nur möglich ist, angepaßt werden.

Also, wir müssen den Bauer so nehmen, wie er heute ist, und bei den gegebenen Verhältnissen die Arbeit so gestalten, daß der Bauer auch einmal aus den Mißernten herauskommt. Auf einmal ist da nichts zu machen. Nur langjährige, anstrengende Arbeit kann da bestimmte Ergebnisse bringen. Außerdem behaupten wir, daß die Bauernwirtschaft heute schon sich selbst umgestaltet. Die Erneuerung ist im Gang, und diesen Prozeß muß man nur unterstützen und beschleunigen. Man darf nur dabei nicht vergessen, daß dieser Prozeß mit bestimmten ökonomischen und kulturellen Vorbedingungen verbunden ist, die heute nicht alle in genügendem Maße vorhanden sind. Darum geht auch die Umgestaltung nicht ganz glatt vor sich.

Der zweite Standpunkt besteht, wie gesagt, im wesentlichen darin, daß man in allen möglichen Formen — dazu gehört auch die gute und regelrechte Bearbeitung des Bodens — die Wasservorräte vergrößern muß, d. h. Bewässerungsanlagen zum Berieseln, Ueberfluten ausbauen muß. Diesem Standpunkt nach ist die Umgestaltung der Wirtschaft nötig; aber nur in der alleinigen Umgestaltung sieht man keine Rettung. Gerade die Bewässerung in allen Formen soll eine Vorbedingung der weiteren Verbesserung der Wirtschaftsbedingungen sein. Die Bewässerung sichert dem Bauer immer eine Ernte, wenn auch nur von einem geringen Teil der Aussaat — Heuschlag, Gemüse, Kartoffeln, Sonnenblumen, Hirse, auch Weizen usw., und schützt ihn dadurch vor der Zerrüttung, vor dem Verkauf des Viehes usw. Sichere Einnahmen können vorläufig nur durch Bewässerung erzielt werden. Aber nicht nur sichere, sondern auch größere Ernten bringt uns die Bewässerung.

Die Anhänger des ersten Standpunktes weisen darauf hin, daß die Wasservorräte, die Niederschläge bei uns im wesentlichen nicht zu vergrößern sind, da sie von klimatischen Bedingungen abhängen, die nicht in unserer Macht liegen. Deswegen finden sie es nicht zweckentsprechend, Arbeit und Kapital zur Bewässerung zu verwenden, und legen alle ihre Hoffnungen auf Früchte, die der Trockenheit unseres Klimas Widerstand leisten können. Deswegen unterstützen sie den Gedanken der großen Bewässerungsanlagen nicht.

So stehen sich zwei Hauptstandpunkte gegenüber.

Unserer Meinung nach müßten diese Standpunkte nicht gegenüber, sondern nebeneinander stehen als zwei Wege der wirtschaftskulturellen Aufbauarbeit, die bei uns betreten werden müssen. Das müßte so sein zum wenigsten, solange wir weit nicht alle vorhandenen Wasservorräte für unsere Wirtschaft ausgenützt haben.

Wieviel Wasser fließt unnütz in jedem Frühjahr in die Wolga? Es ist noch gar nicht berechnet, was für einen Nutzen es bringen könnte. Das (bis jetzt) fortfließende Wasser muß in Dämmen, Flüssen, durch Bewässerungsanlagen verschiedenster Art aufgehalten werden. Es kann zur Bewässerung, zu Stauungen

(Simane) zum Heuschlag, durch große Dämme zu geregelter Bewässerung der Plantagen, Gemüse- und Fruchtgärten, zur Bewässerung (in kleinerem Maß, solange es an Erfahrung mangelt) auch der Feldfrüchte dienen. Die Mühe und das Kapital, die für Bewässerungen angewandt werden, werden sich bezahlen; das beweisen die Tatsachen. Leider fehlen uns noch die genauen Berechnungen der Ernten von bewässerten Ländereien im Vergleich mit den unbewässerten.

Die Dörfer streben nach Bewässerung. Das beweist schon, daß sie sich gut bezahlt. Der Bauer berechnet doch jede Kopeke. Dann die Tatsache, daß einzelne Dörfer und Genossenschaften Verträge auf Einrichtung größerer Bewässerungsanlagen (Gäheim, Djakowka, Wiesenmüller, Nowaja-Poltawka u. a.) mit dem Volkskommisariat für Landwirtschaft schon vor der letzten Missernte abgeschlossen haben, weist darauf hin, daß die Dörfer 10—20—50 000 Rubel bereit sind zu zahlen, wenn sie sich nur vor ewigen Missernten schützen können. Es ist ja auch gar nicht möglich zu warten, bis wir mal so kulturell arbeiten lernen wie die Versuchstationen. Deswegen suchen die Leute nach Wasser. Und es muß ihnen gegeben werden.

Es gibt noch andere, in der Gegenwart besonders wichtige Ursachen, die uns zwingen, die Bewässerungsanlagen so schnell wie möglich zu vergrößern.

Ungefähr die Hälfte unserer Bauernwirtschaften besitzt kein Arbeitsvieh. Nur 3—4 Proz. Wirtschaften haben die Möglichkeit, allein mit einem vollständigen Pflug zu ackern. Noch viele Jahre sind nötig, bis unsere ganze Bauernschaft wieder mal normal arbeiten kann. Aber was sollen diejenigen Wirtschaften treiben, die in den nächsten Jahren noch nicht mit lebendem und totem Inventar versorgt werden können? Für sie müssen (außer der Entwicklung der Klein- und Hausindustrie besondere Aufgaben, die auch gelöst werden wollen) solche Wirtschaftsformen und -Zweige eingerichtet werden, die weniger Arbeitsvieh und Inventar verlangen, also hauptsächlich Tabakbau, Gemüsebau und verschiedene andere Formen der Ausnützung des bewässerten Landes. Wir sind gezwungen, solche Zweige der Landwirtschaft zu pflegen. Auf diese Art können wir den pferdelosen Bauern bestimmte Einnahmen brin-

gen und auch gleichzeitig bei der Umgestaltung der Wirtschaft helfen. Wir sehen doch heute schon, daß in vielen Dörfern die pferdelosen Bauern Plantagengenossenschaften gründen und dabei ziemliche Erfolge erzielen.

Selbstverständlich ist das nur ein Teil der Wirtschaftsführung, aber ein Teil, der in der Zukunft eine große Rolle spielen wird.

Noch eins steht im Wege der kulturellen Umgestaltung unserer Wirtschaft. Das sind unsere großen Dörfer. Wir haben wenig Flüsse. 20, 30, 40, 50 Werst kann man in der Steppe herumfahren, ohne einen Fluß oder einen Teich zu finden. Die Dörfer liegen alle an den wenigen Flüssen, und ihr Land zieht sich meistens streifenweise auf 10, 20, 30 Werst in die wasserlose Steppe hinein. Dieser Umstand (außer einigen anderen) hemmt den Uebergang zu kulturellen Wirtschaftsformen. Heute braucht man schon niemandem zu beweisen, daß wir das Land so einteilen müssen, daß die Bauern näher zu ihm kommen. Die Bauernschaft versteht das ganz gut, und nicht zufällig hat sich nach 1905 der Einzelbesitz schnell verbreitet. Aber die früheren Formen des Einzelbesitzes hatten bestimmte schwache Seiten, die jetzt vermieden werden müssen. Deswegen mußte man die Formen der Ansiedlungen von (ungefähr) 20—50 Höfen oder kleine Chutors vorziehen. In der Tat wächst von Tag zu Tag die Zahl dieser Chutors, und je schneller unsere riesigen Dörfer verschwinden,

desto schneller kommt auch unsere Wirtschaft vorwärts. Aber um den Zerfall der Dörfer zu beschleunigen, muß die Steppe mit Wasser versorgt werden. Ohne große Dämme, wo die Leute gesundes, reines, kein verdorbenes Wasser („voll mit Dickköpp“) bekommen können, können die Ansiedlungen nicht gegründet werden. Diese Dämme müssen auch gleichzeitig zur Bewässerung ausgenützt werden.

Also auch zur Lösung der größten kulturellen Aufgaben auf dem Gebiet unserer Wirtschaft muß Wasser sein. Auch die Anhänger des „trockenen Landbaues“ müßten damit einverstanden sein.

Zum Schluß möchten wir unsere Gedanken kurz zusammenfassen:

1. Unsere Landwirtschaft befindet sich im Prozeß der Umgestaltung.
2. Die Umgestaltung bringt ein neues System der Vielfelderwirtschaft mit verstärkter Viehzucht.
3. Diese Umgestaltung kann nur bei Einrichtung größerer Bewässerungsanlagen zum Nutzen der Volkswirtschaft durchgeführt werden.
4. Die Wirtschaft verlangt außer kultureller Hilfe auf dem Gebiet der Landwirtschaft auch organisatorische Hilfe auf dem Gebiet des Absatzes und der Bearbeitung der Erzeugnisse.
5. Die großen Dörfer müssen im Interesse der Wirtschaft in kleinere Ansiedlungen eingeteilt werden, um dadurch den Bauer näher zu seinem Land zu bringen.

## Die Phosphoritlager im Unteren Wolgagebiet.

(Фосфоритные залежи в Нижнем Поволжье.)

Von A. Busil, Bergwerksingenieur.

(Fortsetzung.)

Mitte September des Jahres 1921 unternahm ich im Auftrag der Grubenverwaltung des „Chimosnow“ geologische Schürfsarbeiten auf Phosphoriten im Rayon des Flusses Sinjaga und geologische Forschungen im Rayon der Phosphoritengruben. Meinem Auftrag gemäß mußte ich an der Sinjaga die Lage der Phosphoritenschicht erkunden und ermitteln, ob sich hier keine Erdfalten befinden, die dem Ausschürfen hinderlich wären, die Reichhaltigkeit der Phos-

phoritenschicht feststellen und den Boden auf die in ihm enthaltenen Wassermengen prüfen, die im Kampfe um die Phosphoriten zu bewältigen wären.

Der Rayon, der viel auf die Reichhaltigkeit der hier entdeckten Phosphoritenschicht hoffen läßt, ist links von einer Reihe Gräben gelegen, die in den Fluß Sinjaga, an seinem linken Ufer, münden (sieh schematische Feldkarte der Sinjaga, Abb. Nr. 1.); die Sinjaga mündet

ihresseits zwischen den Dörfern „Sinenkije“ und „Isejewka“ in die Wolga. Dieser Rajon nimmt einen Flächenraum von ungefähr 120.000 Quadratfaden ein ( $200 \times 600$  Fad. = 54.625 Hektar) und ist in einem Tal gelegen, das von der Sinjaga in der Richtung von West nach Ost durchquert wird. Die Ufer der Sinjaga sind steil und erheben sich mitunter auf 15 Meter über dem Wasserpiegel; besonders steil ist das linke Ufer, während das rechte meist mit Buschwerk und Wald bewachsen ist. An ihrem Fuße verschwinden die Abhänge der Sinjaga durchwegs unter Deluvialgestein, Kalktuff und Sand. Die natürlichen Abraumungen an der Mündung des Grabens Nr. 1 haben folgenden Querschnitt (sämtlich: abgeraumte Fläche in senkrechter Richtung = 14 Meter):

Schwarzerde 0,7112 m, blaßgelber Sand mit geringem Lehmgelalt 3 m und darüber dunkelgrauer fester Schieferlehm, der beim Berühren in kleine Plättchen zerfällt; diese Schicht hat vielerorts einen gelben oder braunen Eisenerzanlauf und ist in ihrem untern Teil schwarz und bröckelig; ihre Breite ist 0,889 m. Hier muß augenscheinlich ein starker Bergsturz stattgefunden haben, da sich die Erdschichten in westlicher Richtung bedeutend senken (nach dem Augenmaß  $8 - 10^\circ$ ); infolge des steilen Abhanges konnte der Senkungsgrad nicht bestimmt festgestellt werden, weil hier keine Instrumente angewendet werden konnten.

Unter dieser Erdschicht befindet sich eine Lage stark sandhaltigen Lehms von blaßgelber Färbung, ohne eine bemerkbare Senkung aufzuweisen. Der abgeraumte Teil dieser Schicht beträgt 3—4 Meter und zeigt in reinem Querdurchschnitt hier und da schwarz gesprenkelte, gelbe, blaßgelbe und sogar graue Streifen; paläontologische Ueberreste fehlen hier vollständig. Etwas höher hinauf am Graben Nr. 1, wo die Phosphoritenschicht am Abhang sichtbar wird, ist die Reihenfolge der Schichten wie folgt: Schwarzerde 0,3556 m, darauf folgt, in niedersteigender Richtung, eine mit kalkhaltigem Sand zementierte Kreideschicht, deren Stärke 0,3556 — 0,7112 m erreicht; sodann — grün-grauer lehmhaltiger Sand, bis 2 m, stark und darüber; in diesem Sande lagert die Phosphoritenschicht. Höher hinauf, am Saume des

Grabens Nr. 1, verschwinden die natürlichen Abraumungen, und demzufolge ist das weitere Feststellen der Erdschichten ohne Anwendung technischer Maßnahmen unmöglich. An beiden Seiten der Sinjaga sind wiederholt Bergstürze vorgekommen, und mancherorts waren diese Erdschichtversetzungen von bedeutendem Umfang: 80—100 m lang und 8—12 m breit; diese Erscheinung erstreckt sich ausschließlich auf Erdschichten neuester Formation. In senkrechter Richtung erreichen die Verschiebungen der Erdmassen 6—8 Meter. Gewaltsame Unwälzungen hat hier zwar die Natur nicht zustande gebracht, da auf den vom Bergsturz betroffenen Flächen die Bäume in den meisten Fällen ihre gerade Haltung beibehalten haben und ihr weiteres Wachstum nicht gestört worden ist; in einzelnen Fällen hat sich jedoch auch hier die Naturkraft geltend gemacht.

Nur im Frühjahr, zur Zeit des Hochwassers ist die Sinjaga wasserreich; zu andern Jahreszeiten ist ihr Wassergehalt nur gering, weil sie einzig von einigen winzigen Bächlein und Quellen genährt wird.

Das Bett der Sinjaga ist durchweg mit Kieselsteinen und Bruchstücken von Sandstein angefüllt (ohne Tierüberreste), worunter sich Konglomeratbildungen, die aus Phosphoritknollen bestehen, finden lassen; diese Knollen sind des öfteren mit festem, dunkel- oder graugesärbtem Lehm vermischt, der augenscheinlich nicht vor allzu langer Zeit hergeschwemmt worden ist.

100 Faden unterhalb der Mündung des Grabens Nr. 1 ist im Bette der Sinjaga unter Steinbruchstücken und Lehmschollen ein interessanter Stein von der Größe eines Kinderkopfes gefunden worden, der eine Zusammensetzung von Siderit und eingeschlossenem Calcit darstellt. Dieser Stein ist selbstverständlich einzig in rein wissenschaftlichem Sinne interessant. Nach mehrfachen Hammerschlägen auf dessen Oberfläche zerfiel der Stein in einige Bruchstücke, und auf den neu gebildeten Bruchflächen ließen sich gelblich-weiße Calcitstreifen beobachten, die die sämtliche Fläche in zwei Richtungen durchquerten und sie in regelrechte Quadrate und Rechtecke mit Kanten von 2—3 Zentimeter teilten.

(Fortsetzung folgt.)



# Kooperation und Landwirtschaft.

## Die Marienberger landwirtschaftliche Genossenschaft.

(Марьенбергское сельско-хозяйств. товарищество.)

Von H. W.

Es ist nicht zuviel behauptet, wenn der genannten Organisation der Name Kulturzentrum am Orte beigelegt wird. Um sie gruppiert sich das kulturelle Leben der Bauernmasse. An Tatsachen läßt sich die Wahrheit dieser Behauptung klipp und klar nachweisen.

Unter denselben mißlichen Verhältnissen wie die Mehrheit der landwirtschaftlichen Genossenschaften in unserer Republik gegründet, dieselben Kämpfe führend um ihre Existenz im Anfangstadium ihrer Entwicklung, hat sie sich zum Momente im ländlichen Kulturleben ein Plätzchen erobert, das auch von den geschworenen Gegnern der Kooperation anerkannt werden muß.

Die Betrachtung ihrer Ziele und ihrer Wege an der Hand schlichter Tatsachen gibt uns Aufschluß über diese Erscheinung.

Der Inbegriff ihrer Ziele läßt sich in die Worte zusammenfassen: Ein unerschütterlich festes Wirtschaftssystem.

Kurze Worte — tiefer Sinn! Die Aufräumung mit dem veralteten zwecklosen Wirtschaftssystem, der Aufbau eines neuen wirtschaftlichen Systems, eine von der Wissenschaft, den Forderungen der Zeit, den örtlichen klimatischen Verhältnissen gebieterisch vorgezeichnete Wirtschaftsführung liegt darin enthalten. Dort zwei Mehren zu pflanzen, wo bisher nur eine wuchs; mit dem geringsten Aufwand von Mitteln, Zeit und Arbeit das Maximum von Gewinn zu erzielen — das ist der höchste Gipfel der Wirtschaftsweisheit, der volle Sinn dieser Worte.

Mit Bedacht und kühler Entschlossenheit betrat die Marienberger landwirtschaftliche Genossenschaft gleich bei ihrer Gründung den Weg, der zu diesem Ziele führt. Eine geistige Umwandlung des am Alten zäh haftenden und gegen alles Neue sich sträubenden Landwirts mußte stattfinden, der Glaube an das gelobte

Alte mußte gelockert, ausgerissen und an das Neue befestigt werden. Das war der erste Schritt auf dem Wege zum Ziele. Der Moment war günstig. Das alte Wirtschaftsgebäude, von den Stürmen der Revolution und klimatischen Unbilden zerschlagen, lag als ein lebendiger Beweis seiner Haltlosigkeit in Trümmern vor des Landwirts Füßen. Unter dem Drucke des Hungergefühls war es nicht schwer, in ihm den Glauben zu wecken an die Notwendigkeit eines neuen wirtschaftlichen Bollwerks, das überlebte Erscheinungen nie wiederkehren läßt. Und die Stimme der Wissenschaft verklang nicht haltlos, wie wenig man von ihr anfänglich auch zu merken schien.

Niemals warf sich die Genossenschaft planlos auf die Suche nach Geschäftstreiberei, vorübergehenden Gewinn zu erhaschen oder einfach etwas zu treiben, insofern dies nicht direkt die Annäherung zum Ziele bezweckte. Unter dem Zeichen der Agitation der wissenschaftlichen theoretischen Vorbereitung verstrich das Organisationsjahr 1922. Unter demselben Zeichen verging das Jahr 1923. Der Versorgung der Mitglieder mit lebendem und totem Inventar, mit Samen und andern nötigen Bedarfsartikeln ist in Hinsicht auf die Näherführung zum Ziel nur insoweit Bedeutung beizumessen, als dadurch die Existenz der Genossenschaft mehr oder weniger befestigt und die größte Not der Hungerfolge gelindert wurde.

Erst das Jahr 1924 setzt mit einem wirtschaftlich industriellen Unternehmen ein, das einen gewaltigen Schritt vorwärts zur Befestigung der Bauernwirtschaft bedeutet: die Genossenschaft gründet eine Käseerei. Mit weniger Enthusiasmus und auflodernder Begeisterung als mit kalter, sachlicher Ueberlegung legt sie nach langer Agitation und Beratung den Grundstein zu dem Werk. Nicht so sehr die Aussicht auf

geschäftlichen Gewinn gab das Leitmotiv zum Beginn, als vielmehr der feste Glaube an den kolossalen Umschwung in der Milchwirtschaft. Das alte System der zwecklosen, unvoreilhaftesten Exploitation des Ruzviehes wird durch die organisierte Verarbeitung der Milch zu Käse in seinen veralteten Grundfesten erschüttert, und aus den Ruinen erhebt das Neue. Von diesem nützlichen Werk sind nicht allein die Mitglieder der Genossenschaft ergriffen; es hat auch den widerpenstigen Geist der nicht kooperierten Bevölkerung auf neue Bahnen geleitet.

Die Genossenschaft kauft sich eine Mühle mit mechanischem Betrieb und zieht damit noch einen andern wirtschaftlichen Industriezweig in ihr Tätigkeitsprogramm: die Verarbeitung von Getreide. Mit Spötteln und höhnischem Lächeln wurde sie wegen dieses Kaufes vonseiten verschiedener Anstalten bedacht. Im Weinerntejahr ein solches Unternehmen! Und was sehen wir? Während das größte Prozent der Organisationen, die Mühlen besitzen, mit Schaden arbeitet, mahlt die Marienberger Genossenschaft billig und ohne Defizit, ja bis jetzt noch mit Gewinn. Das ist aber nicht das Wichtigste. Sie hat diesen Industriezweig in ihren Händen und wird einen Privatmüller neben sich so leicht nicht wieder aufsteigen lassen. Eine mittelmäßige Ernte wird hinreichend sein, um dieses Werk zu festigen und zu entwickeln. Die Verhinderung der Ausfuhr von Rohprodukten und ein organisierter Absatz von verarbeiteten Produkten werden die direkten Aufgaben dieses Unternehmens in der nächsten Zukunft sein.

In einer Beziehung ist die Marienberger landwirtschaftliche Genossenschaft scheinbar hinter ihren Schwester-Organisationen unserer Republik zurückgeblieben. Während die meisten landwirtschaftlichen Genossenschaften kollektive Aussaat bestellen, hat die Marienberger in dieser Frage bis jetzt noch keine Schritte unternommen. Aber das ist nur ein scheinbarer Rückstand. Wer mit den örtlichen unregelmäßigen Landverhältnissen bekannt ist, wird es ihr nicht verargen, wenn sie unter solchen Umständen keine Pfscharbeit unternehmen will. Jedoch zur Regelung der Landfrage hat sie bereits Schritte unternommen. Und das ist eine Kardinalfrage, um die sich im Grunde genommen doch alles übrige dreht. Die Genossenschaft scheidet in ihrem Gesamtbestande aus der Ge-

meinde aus; sie will das ihr gehörige Land an einem Platze haben, will dahin aussiedeln, das Bielfeldersystem einführen, eine musterhafte kollektive Wirtschaft gründen und das Land rationell bearbeiten. Die nötigen Schritte für den Anfang sind bereits getan, und was das Jahr 1924 nicht mehr zustande gebracht hat, das wird das Jahr 1925 zu Ende führen.

Die Tätigkeit der Genossenschaft erstreckt sich noch weiter. Sie ist bereits übergegangen auf das Statut der landwirtschaftlichen Kreditgenossenschaften. Aus Mangel an Mitteln konnte sie leider die Kreditfunktionen nicht zufriedenstellend entfalten. Der Verwaltungsapparat wurde einstweilen mit den nötigen technischen Arbeitskräften versorgt. Im Arbeitsplan für 1925 steht die Kreditfunktion im Vordergrund der Tätigkeit.

Die Genossenschaft treibt Handel. Schablonenmäßig könnte ihr der Vorwurf gemacht werden, sie lasse sich durch ihre Handelstendenz von ihrer direkten Aufgabe ablenken. Ein Finanzinspektor hat bei einem Besuche hier den Ausdruck getan, daß die landwirtschaftlichen Genossenschaften lauter Händler wären. Auf die Frage, ob diese Bemerkung auch die Marienberger landwirtschaftliche Genossenschaft betreffe, antwortete er mit Nein. Eine sachliche Untersuchung der Lage an Ort und Stelle dürfte ein abfälliges Urteil über die „schädliche Handelstendenz“ nicht auskommen lassen. Es muß festgestellt werden, daß die Handelsoperation parallel mit der Arbeit der Käseerei in der ökonomischen Entwicklung der Marienberger landwirtschaftlichen Kooperativgenossenschaft eine sehr große Rolle spielte. Diese Käseerei übernahm die Milch und zahlte den Lieferanten nach Belieben Geld, Produkte oder Waren des allgemeinen Bedarfs. Besteres hätte wohl auch gerade so gut eine Konsumgesellschaft tun können, wenn selbstverständlich hier eine gewesen wäre. Und dieser Umstand ist sozusagen auch die Ursache, warum die landwirtschaftliche Genossenschaft Handel treibt. Im Moment, als die örtliche Konsumgesellschaft wegen Mangels an Umsatzkapital und auch wegen Interessenlosigkeit ihrer Mitglieder einzugehen drohte und die größte Gefahr vorhanden war, daß der Handel wieder, wie schon öfter, in Privathände übergehen werde, übernahm die landwirtschaftliche Genossenschaft diese Operation und führte

sie weiter. Nur dank diesem Eingriff konnte der Privathandel nicht aufkommen, wurde die Bevölkerung mit billigen Waren versorgt und die Kooperation selbst noch mehr im Ansehen gestärkt. Dabei sei hervorgehoben, daß der nicht kooperierten Bevölkerung die gleichen Vergünstigungen gewährt wurden wie den Mitgliedern selbst. Diese Tatsache ist der landwirtschaftlichen Kooperation gewiß hoch anzuschlagen. Man sollte sich, bevor man den Stab über die sogenannte Handelstendenz der landwirtschaftlichen Kooperation bricht, immer zuerst fragen, wie und warum eine landwirtschaftliche Genossenschaft Handel treibt.

Ein eigentümliches Verfahren in der Aufnahme von neuen Mitgliedern hat sich die Genossenschaft zur Regel gemacht. Es werden ihr darum nicht selten die Vorwürfe gemacht, sie sei in der Aufnahme von neuen Mitgliedern zu streng, ungerecht, nehme nicht jeden auf, was sogar ungesetzlich sei.

Das Leben, die Erfahrung, die Psychologie der Bauern haben diese Regel geboren. Von Ungerechtigkeit und Ungesetzlichkeit trägt sie jedoch keine Spur, wiewohl ihr das Kennzeichen der Strenge nicht ganz abzuspochen ist. Es ist vor allem der unkooperative Geist der Mitglieder, der sich allerwärts in der landwirtschaftlichen Kooperation ausdrückt. Kommt etwas zur Verteilung: Pferde, Kredit u. a., so geht es selten ohne böse Stimmung ab.

Große Skandalzenerien haben diesbezüglich manche Kooperativen aufzuweisen. Ein Kommen und Gehen, ein Eintreten, wann etwas in Erwartung stand, ein Austreten, wenn die Erwartung unbefriedigt blieb, wurde zur alltäglichen Erscheinung auch in der Marienberger landwirtschaftlichen Kooperative. Daß sich unter solchen Umständen eine landwirtschaftliche Kooperative befestigen und etwas Gediegenes leisten kann, ist ausgeschlossen. Da mußten entsprechende Maßregeln eingesetzt werden, um die landwirtschaftliche Kooperative nicht weiter als Spielball in den Händen der breiten Masse mißbrauchen zu lassen. Diese Maßregeln sind: Vorsicht im Aufnehmen von neuen Mitgliedern, ganz besonders vorsichtig den einmal Ausgetretenen gegenüber, den unkooperativen Geist der Mitglieder tüchtig bearbeiten, im rechten Geiste erziehen, sie möglichst durch langfristige Kredite und andere Verpflichtungen an

die Kooperative binden, damit sie nicht bei der ersten strengen Maßnahme davonlaufen können. Besser wenig und gut, als viel und schlecht! Es läßt sich feststellen, daß diese Erziehungsweise ihre gute Wirkung nicht verfehlte. Die guten Erfolge in der kooperativen Arbeit lassen sich ohne Zweifel zum schönen Teile auf diese Wirkung zurückführen. Uebrigens sei diese Frage der öffentlichen Meinung zur Diskussion vorgeschlagen.

Es erübrigt noch, mit einigen Worten der Beziehung der Marienberger landwirtschaftlichen Kooperative zu verschiedenen Zentralorganisationen und Anstalten zu gedenken.

Der Verband der landwirtschaftlichen Kooperativen kennzeichnet seine Stellungnahme zur Marienberger Genossenschaft mit den Worten „Вы у нас на хорошем счету!“ Dem Verband stößt das Russische mehr über die Zunge als das Deutsche, offenbar aus Angst, er werde nicht so sehr von andern als von sich selbst mißverstanden. Ins Praktische übersezt, heißt der angeführte Satz: „Mit euch für uns günstige Geschäfte zu machen, seid ihr uns gerade gut genug!“ Und die Praxis hat das auch mehrmals schon bewiesen. Erwächst irgendwelcher Schaden aus einem gegenseitigen Geschäft, so fällt dieser naturgemäß in den Schoß der Marienberger Kooperative. Dafür spricht die Logik, das Gesetz und, mit Ausschluß der Gewissenstimme, die von ihm nicht anerkannt wird, auch die kommerzielle Berechnung. Im übrigen wird die Kooperative vom Verband mit gleichen Direktiven und Wohltaten bedacht wie auch andere, gewöhnlich sterbliche Genossenschaften, es sei denn, daß es sich um ausnahmsweise günstige Wohltaten handelt, deren andere Organisationen mehr bedürftig sind. Wenn sich die Marienberger Genossenschaft aus besagten Gründen nicht mit vollem Zutrauen zum Verbandsverbande verhält, so ist ihr das nicht zu verargen, wiewohl aus diesem Verhältnis für beide wenig Nutzen entspringen kann.

Der Deutschen Wolgabank gegenüber verhält sich die Marienberger Organisation mit großem Zutrauen. Nicht viel weniger als 100 Prozent ihrer wirtschaftlichen Kraft hat sie als organisierte Einheit der Bank zu verdanken. Bei Kreditforderungen macht auch diese nicht selten Gebärden, als ob sie vor Schred

aus der Haut fahren wolle; jedoch aus Furcht, ob sie auch wieder glücklich hineinkomme, läßt sie sich plötzlich besänftigen und von der gerechten Forderung überzeugen. Sie ist entgegenkommend, mitfühlend; denn sie weiß, daß die der Marienberger Genossenschaft bis jetzt gewährten Mittel nicht in losen Sand gefallen sind.

In unumgänglichen Notfällen klopft die Genossenschaft auch bei der Staatsbank um Unterstützung in ihren Unternehmungen an, wenn auch öfters ohne, als mit Erfolg. Man geninnt dort sofort den Eindruck, als ob sie mit dem Aufbau der Landwirtschaft weniger zu tun hätte. Und so wird es auch sein.

Mit verschiedenen Handelsorganisationen in Saratow: Textil Syndikat, Zucker-rust, Roschprom, Tschai-Uprawlenie, auch Saratower Subtorg u. a. unterhält die Marienberger Kooperative sehr regen Handelsverkehr, kauft Waren bei ihnen auf Kredit und gegen bar. Bei allen hat sie sich ein zuverlässiges Plätzchen erworben.

Mit Umgehung der Privathandlungen und anderer Vermittlerapparate, wo die Warenpreise um ein schönes Prozent höher sind, gelang es der Marienberger Kooperative, die ländliche Bevölkerung mit möglichst billigen Waren zu versorgen und sich dadurch großes Zutrauen unter ihr zu erwerben.

Alles in allem genommen, darf genannte Organisation ruhig sagen, sie habe nicht umsonst gearbeitet, sie sei eine Strecke Weges näher zu ihrem Ziele gekommen. Sie will jedoch damit durchaus nicht das Wort geredet haben, daß sie bei gegebenen Möglichkeiten alles vollkommen getan habe, was zu leisten möglich war, daß ihr bei der Arbeit keine Mißgriffe, keine Fehler unterlaufen wären, daß ihr keine Mängel anhaften, die mehr Tadel als Lob verdienen, und daß sie vor allen anderen Organisationen gleicher Bestimmung den einzig richtigen Weg gegangen sei, dem von allen blindlings nachgegangen werden müßte. Nichts liegt ihr mehr ferne als eine solche unbegründete Selbstüberhebung.

## Grasbau in Steppengegenden.

(Степное травосеяние.)

(Wüstenkammgras, Luzerne, Sudangras.)

Von P. N. Konstantinow, Agronom.

(Fortsetzung.)

Das Aufackern großer Steppenlandstriche in Rußland hatte zur Folge, daß während der letzten Jahre der Anbau harter Weizensorten (Beloturka) bedeutend eingeschränkt worden ist. Die hohen Backeigenschaften dieser Sorten sind allbekannt, weshalb sie auf dem Weltmarkte eine gesuchte Ware sind und hoch im Preise stehen. Dessenungeachtet sah sich der Bauer wider seinen Willen gezwungen, zum Anbau minderwertiger weicher Weizensorten und anderer Getreidearten überzugehen, da die hochwertigen Weizensorten auf dem verstaubten Boden seiner Aecker nicht mehr gedeihen wollten. Auch dieser Umstand spricht eine deutliche Sprache: für das Einführen der Grasaussaat, da diese die Fläche des festen Bodens, der für das Gedeihen der harten Weizensorten unbedingt notwendig ist, bedeutend vergrößert.

Bei der Auswahl der anzubauenden Grasarten dürfen die klimatischen und Bodenverhältnisse nicht außer acht gelassen werden. Im allgemeinen gilt hier die Regel: je dunkler die Bodensärbung und je feuchter das Klima, eine desto größere Auswahl kann getroffen werden. Die verbreitetsten Futtergrasarten sind: Luzerne (люцерна), Trefle (костер), Lieschgras (тимopheвка), Blatthafer (пайрпас) u. a. m.

Für den Anbau in den Steppen des Wolgahinterlandes sind nur solche Gräser geeignet, die den ungünstigsten Wachstumsverhältnissen Trotz bieten können. Und an solchen Verhältnissen ist in diesen Steppen leider kein Mangel. Salzhaltiger Boden, bittere Winterkälte und unerträgliche Sommerhize, schneeloser Winter und regenloser Sommer stellen an die Pflanzen, die hier angebaut werden und gedeihen

sollen, besondere Ansprüche. Für diese Gegend sind nur solche Gräser geeignet, die sich durch eine hohe Widerstandsfähigkeit gegen Dürre und Frost auszeichnen. Die Merkmale dieser Gräser sind: ein stark entwickeltes Wurzelsystem mit reichlichem Faserneß und ein fester, tief in das Erdreich dringender Wurzelstock. Zu diesen zählen von andauernden (langjährigen) Gräsern das Wüstenkammgras, die fichelartige und Saatluzerne und das einjährige Sudangras.

### Das Wüstenkammgras.

Das Wüstenkammgras ist der Bewohner lehmiger, dürrer, salzhaltiger Steppen. Auf feuchtem Boden gedeiht es schlechter als andere Gräser, z. B. die Trefse. An nassen Orten wird es stark vom Brande angegriffen und liefert hier im Vergleich zu andern Gräsern einen geringen Ernteertrag. In trockenen Steppen verbreitet es sich dennoch auch auf feuchtere Striche mit dunklerem Boden, auf Sand und Letten (sandhaltigem Lehm). Ein kurzfristiges Ueberschwemmen kann es gut vertragen.

Das Wüstenkammgras ist eine vieljährige Grasart aus der Queckegattung. In wildem Zustande weist diese Grasart verschiedene Formen und Sorten auf. Die wichtigsten, für den Anbau geeigneten Formen sind: 1. Die kammartige Steppenquecke, mit einer breiten kammartigen Aehre, und 2. die sibirische oder Wüstenquecke, mit einer schmalen Aehre. Die erste wird vornehmlich auf salzhaltigem, kastanienfarbenem Lehm Boden angetroffen, die zweite auf leichtem Lehm und auf Letten. Von der gewöhnlichen kriechenden Quecke unterscheiden sich ebengenannte zwei Abarten durch die Form ihrer Aehren und durch ein stark entwickeltes faseriges Wurzelsystem, das sie wie ein dichtes Neß unter der Erdoberfläche ausbreiten. Jedoch nicht nur in der Form der Aehren unterscheiden sich diese beiden Abarten. Auch der Farbenanstrich ihrer Aehren ist verschieden. Die Aehre der Steppenquecke hat vor der Blütezeit einen graublauen Anstrich, und ihre Blätter sind dunkelgrün. Die Wüstenquecke dagegen hat eine grüne Aehre und eine ins Grau fallende Blätterfärbung. Außerdem hat die erste in ihrem frühen Wachstum einen steiferen Stengel und ist etwas niedriger von Wuchs als die zweite.

Durchschnittlich erreicht die Steppenquecke die Höhe von 51 bis 53 cm, die Wüstenquecke 53—55 cm ( $\frac{3}{4}$  Arschin). In fruchtbaren Jahren steigt das Wachstum ums Doppelte. Die Ständigkeit der ersten erstreckt sich auf 80—340 Stengel, der zweiten auf 97—363. Einzelne Pflanzen weisen bisweilen bis 600 Stengel auf.

Die Samenkörner der beiden genannten Formen des Wüstenkammgrases sind ihrem Aussehen nach schwer voneinander zu unterscheiden, besonders für ein unerfahrenes Auge. Der Same der Steppenquecke wiegt leichter, ist jedoch keimfähiger als der der Wüstenquecke. Tausend Körner der ersten wiegen durchschnittlich 1,30—1,51 Gramm, der zweiten 1,61—1,92 Gramm; die Keimfähigkeit der ersten erreicht 91 Proz., der zweiten 82 Proz.

Die Saaten beider Formen sprießen nach 8—10 Tagen aus dem Erdreich hervor. Während der ersten Zeit ihres Wachstums ist zwischen ihnen kein Unterschied, weder in der Blätterfärbung, noch in ihrer Form, wahrzunehmen.

In der Regel liefert das Wüstenkammgras nur einen Schnitt während des Jahres. Die Steppenquecke hat die Eigenschaft, im Frühjahr ein stärkeres Wachstum zu entfalten, die Wüstenquecke im Herbst, nach erfolgtem Schnitt. Zu neuem Leben erwacht das Wüstenkammgras in den ersten Tagen des April neuen Stils. Im Aehrentreiben kommt die Steppenquecke eine Woche früher als die Wüstenquecke; diese Wachstumsperiode beginnt annähernd Mitte Mai und hat eine Dauer von 1 bis 2 Wochen. Die Blütezeit fällt in die zweite Hälfte des Juni und dauert 5—10 Tage an. Die Wüstenquecke blüht um einige Tage später und öffnet ihre Blüten meist gegen 4—5 Uhr nachmittags. Im Juli kommt das Wüstenkammgras zur Reife, die zwischen dem 6. und 25. des genannten Monats schwankt.

Wird das Wüstenkammgras im Frühjahr ausgesät, so kommt es in demselben Jahre nicht zur Reife, ja mitunter schießen nicht einmal die Aehren hervor. Im Herbst ausgesät, liefert es im ersten Wachstumsjahre Samen, jedoch reift er dann um einen Monat später aus als gewöhnlich.

Krankhafte Erscheinungen sind am Wüstenkammgras nicht beobachtet worden, außer daß

die Wüstenquecke in ihrem ersten Wachstumsjahre mitunter vom Linienbrande angegriffen wird und die Steppenquecke in nassen Jahren, zuweilen auch in trockenen, vom roten Staubbrande Schaden leidet.

Das Wüstenkammgras hat sich zweifellos als eine gegen Kälte sehr widerstandsfähige Pflanze erwiesen: es wurde noch nie die Beobachtung gemacht, daß diese Grasart infolge der Kälte eingegangen wäre. Die Eiskruste im Frühjahr wirkt zwar zuweilen hemmend auf das Wachstum des Wüstenkammgrases, zieht jedoch keine ernstern Folgen nach sich. Die Nachfröste zur Frühjahrszeit schaden dieser Pflanze auch nicht. Die Widerstandsfähigkeit gegen Dürre ist bei beiden Formen des Wüstenkammgrases eine sehr hohe. Dennoch ist die Steppenquecke dank der stärkeren Entwicklung ihres Fasernwurzelsystems gegen Dürre widerstandsfähiger als die Wüstenquecke. Infolgedessen sind die Schwankungen in den Ernteerträgen bei der ersten geringer als bei der zweiten.

Der Kampf zwischen Unkräutern und Wüstenkammgras endet stets mit dem Siege des letztgenannten. In guten, feuchten Jahren entwickelt sich das Wüstenkammgras unter dem Schutze der Unkräuter normal, wenn sie auch eine ununterbrochene Decke bilden sollten, und im nächsten Jahre verdrängt es seinen Feind vollständig. In trockenen Jahren hemmt die übermäßig ausgetrocknete obere Schicht des Ackers das gleichmäßige Aufkommen der Saaten, und dies erschwert ihnen den Kampf mit dem Unkraut; am letzten Ende jedoch behält das Wüstenkammgras die Oberhand.

Das Wüstenkammgras kann nach einmaligem Aussäen 10 bis 15 Jahre hindurch ausgenützt werden. Die reichlichsten Ernteerträge liefert es in seinem 3. und 4. Wachstumsjahre; in der Folge der nächsten Jahre werden die Ernteerträge nach und nach geringer. Bei normalen Verhältnissen ist die Wüstenquecke ertragreicher als die Steppenquecke; in trockenen Jahren gleicht sich der Unterschied aus. Die Dichtigkeit der Aussaat ist für den Ernteertrag dieser Gräser ausschlaggebend: je trockener das Jahr und je dichter die Aussaat, desto geringer ist der Ernteertrag. Eine dünne Aussaat kann jedoch nur bei unkrautfreiem Boden und bei gesicherter Pflege empfohlen werden. Die achtjährigen Aufzeichnungen der Walujewer land-

wirtschaftl. Versuchstation zeigen folgende durchschnittliche Ernteergebnisse:

Im ersten Wachstumsjahre:

Steppenquecke	. 150	Pub	Heu	von	1	Dessj.
Wüstenquecke	. 184	"	"	"	"	"

Bei gewöhnlichen Verhältnissen und in einer durchschnittlichen Bauernwirtschaft könnte sich der Ernteertrag auf 100—130 Pub belaufen.

Im 2.—4. Wachstumsjahre:

Steppenquecke	. . . . .	bis	200	Pub
Wüstenquecke	. . . . .	"	240	"
In Bauernverhältnissen	. . . . .	"	180	"

Die Samenergiebigkeit:

Steppenquecke	. . . . .	17	Pub
Wüstenquecke	. . . . .	25	"

Die Schwankungen

bei der ersten	. . . . .	von	3	bis	40	Pub
bei der zweiten	. . . . .	"	2	"	60	"

Der Durchschnittsertrag der Samenernte kann in gewöhnlichen Verhältnissen auf 12 Pub angesetzt werden.

In Steppenrayons, wo die Gesamtmenge der Niederschläge nicht 300 Millimeter übersteigt, liefert das Wüstenkammgras reichliche Ernteerträge als andere Grasarten, z. B. Treisp, Luzerne u. a. m.

Aus diesem letztgenannten Grunde kann für den südöstlichen Teil des östlich von der Wolga gelegenen Steppenstrichs nur Wüstenkammgras und fichelartige Luzerne für den Anbau empfohlen werden.

Rechtzeitig eingeerntetes Wüstenkammgras liefert sehr gutes Heu, das an Eiweißstoffgehalt das Heu von andern Gräsern bei weitem übertrifft.

Anbau des Wüstenkammgrases  
In bezug auf die Fruchtbarkeit des Bodens stellt das Wüstenkammgras nur ganz bescheidene Forderungen; es verlangt jedoch, daß es sorgfältig bearbeitet wird, da das ungleichmäßige Unterbringen seiner feinen Samenkörner das gleichmäßige Aufkommen der Saaten nichtteilig wirkt. Der Samen des Wüstenkammgrases muß flach und sorgfältig bedeckt werden. Bei schlechter Bearbeitung fällt ein Teil

Samens zu tief ins Erdreich, und der andere bleibt vollständig unbedeckt. In beiden Fällen gehen die Samenkörner zugrunde. Die Keime der tief in der Erde liegenden Samenkörner kommen nicht ans Tageslicht, da sie die dicke, über ihnen liegende Erdschicht nicht durchdringen können, und diejenigen Samenkörner, die an der Oberfläche unbedeckt liegen geblieben sind, verstocken infolge Mangels an Feuchtigkeit; besonders ist dies beim Aussäen im Frühjahr der Fall, da dann der Acker an seiner Oberfläche schnell austrocknet.

Das Vernichten der Unkräuter ist eine der wichtigsten Vorbedingungen für den Anbau des Wüstenkammgrases, und dies wird durch Brachen und tiefes Aufackern des Bodens erzielt. Das tiefe Aufackern ist übrigens auch für die

normale Entwicklung des starken Wurzelsystems der Pflanzen notwendig. Das Nichtbeachten der erwähnten Bedingungen hat zur Folge, daß das Wüstenkammgras unbefriedigende Ernterträge liefert und nur kurzlebig ist.

Für die Frühjahrsaussaat hat das Aufackern unbedingt im Herbst zu erfolgen, und seine Tiefe darf nicht weniger als 4—4½ Werschok betragen. Besonders muß auf das tiefe Aufackern solcher Flächen geachtet werden, die von Torfried, kriechender Quecke und Distel verunkrautet sind. Wird die für Grasaussaat bestimmte Fläche sofort nach dem Einernen des Getreides aufgeackert, so vertrocknen die umgepflügten Unkräuter bis zum Eintritt der feuchteren Jahreszeit und verlieren zum größten Teil ihre Wachstumsfähigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Hirse.

(И πο ο ο.)

Von Antropow, Agronom.

(Fortsetzung.)

Vorbereitung des Samenmaterials. Als Saatkorn darf nur gute sortierte Hirse, die auf ihre Keimfähigkeit geprüft worden ist, in Anwendung kommen. Feiner und leichter Samen kann selbstverständlich nur schwache Saaten hervorbringen. Vor dem Aussäen wird die Reinigung des Samens vom Brande vorgenommen. Das geeignetste Mittel ist in diesem Falle das Formalin. Das Beizen selbst geschieht folgendermaßen: Die Saathirse wird in mäßig-dicker Schicht auf der Diele ausgebreitet und mit einer Formalinlösung begossen, die aus einem Teil 40-prozentigen Formalins und 300 Teilen Wasser hergestellt worden ist. Gleichzeitig wird der Getreidehaufen gemischt, damit die Flüssigkeit nicht zur Diele gelange. Nachdem alle Körner gleichmäßig angeätzt worden sind, wird sämtliche Masse in einen Haufen zusammengeschart und mit einer Decke oder mit Säcken bedeckt. Nach einer halben Stunde wird dann der Samen dünn verstreut und getrocknet. Das Beizen des Samens wirkt sich überaus vorteilhaft im Ernteertrage aus, was durch mehrfache Beobachtungen festgestellt worden ist. So sind z. B. auf einer landwirtsch.

Versuchstation im Gouv. Charkow bei Verwendung von gebeiztem Samen 100 Pud Hirse auf einer Dessj. geerntet worden, bei Verwendung von ungebeiztem dagegen nur 63 Pud. Demnach wurde in diesem Falle durchs Beizen eine Erhöhung der Ernte um 58 Proz. erzielt.

Aussaatzeit. Für ihre normale Entwicklung erfordert die Hirse viel Wärme, weshalb mit ihrem Aussäen nicht geeilt werden darf. Bei früher Aussaat verfault der Hirsesamen bisweilen in der Erde, ehe er noch das warme Wetter abwarten konnte. Außerdem verwachsen die frühen Saaten stark mit Unkraut, dem sie, wie schon oben erwähnt wurde, nicht standhalten können. Die späten Saaten sind von dieser Plage meist befreit, da das Unkraut während der Vorarbeiten vernichtet wird. Ungeachtet dessen, daß von landwirtsch. Versuchstationen diesbezügliche Beobachtungen angestellt wurden, ist es bisher nicht gelungen, einen festen Zeitpunkt für das Aussäen der Hirse festzustellen. In unseren launenhaften klimatischen Verhältnissen ist alles am Witterungszustande im Frühjahr gelegen. Jedenfalls

ist es wichtig, daß die Hirse in feuchten Boden und bei warmem Wetter ausgesät wird.

Die Ergebnisse der auf der landwirtsch. Versuchstation zu Krasny-Rut angestellten Beobachtungen sind folgende:

Das Jahr 1923.

	Mai		Juni
Aussaatzeit . . . . .	7.	15. 25.	9.
Ernteertrag in Pud . . . . .	132	116 105	—

Der Ernteertrag von der letzten Aussaat konnte nicht berechnet werden; er war jedoch dem Aussehen nach geringer als die vorhergehenden.

Das Jahr 1924.

	April	Mai	Juni
Aussaatzeit . . . . .	25.	10. 25.	10.
Ernteertrag in Pud . . . . .	45	37 54	—

Infolge der außerordentlichen Trockenheit war anfänglich ein bedeutender Teil des Samens von der letzten Aussaat nicht aufgegangen. Die Körner lagen, ohne zu keimen, in der Erde bis zum 24. Juli, an dem der erste Regen niederfiel. Nach dem Regen sproßten die Saaten gleichmäßig heraus; die Hirse kam jedoch nicht mehr zur Reife und wurde zu Grünfutter abgemäht.

Für das Untere Wolgagebiet ist die Saatzeit für Hirse annähernd Ende April und Anfang Mai.

Beim frühen Ausäen der Hirse kann es vorkommen, daß sie vom Frost umkommt. In solchen Fällen wird das Feld nochmals geackert und die Hirse zum zweitenmal ausgesät. Sollte auch die zweite Saat nicht mehr ausreifen können, so liefert sie dennoch eine Ernte an Grünfutter oder Heu.

Wie wird die Hirse ausgesät? Der Vorzug der Reihenaussaat vor der Wurf aussaat ist zweifellos. Bei der Wurf aussaat wird der Samen nur spärlich mit Erde bedeckt, und da im Frühjahr die Oberfläche des Ackers in unsern Verhältnissen meistens überaus schnell austrocknet, so kann es leicht geschehen, daß der Samen in die trockene Erde zu liegen kommt und insolge dessen nicht keimt. Aus diesem Grunde muß mit der Wurf aussaat

geeilt werden. Bei Reihenaussaat ist der Samen obenangeführter Gefahr weniger ausgesetzt, da er hier in die feuchte Erde gebettet wird. Beim Decken des Samens wird dem Feuchtigkeitsgehalt des Bodens Rechnung getragen, d. h. je feuchter der Boden ist, desto flacher wird der Samen untergebracht. Die geeignetste Tiefe für das Unterbringen des Samens ist  $\frac{3}{4}$  Werschok. Wird der Samen tiefer als 1 Werschok untergebracht, so bringt er bisweilen keine vollständigen Saaten hervor, da viele Keime nicht durch die über ihnen liegende verhältnismäßig dicke Erdschicht dringen können. Andererseits birgt das überaus flache Unterbringen des Samens eine große Gefahr in sich: bei trockenem Wetter in trockener Erde keimt der Samen überhaupt nicht, und die Ernte ist dann vollständig verloren.

Als beste muß die Breitreihensaat der Hirse anerkannt werden. Die Zwischenreihenabstände von 7—8 Werschok erleichtern wesentlich das Bearbeiten des Hirsefeldes mit Jäten und Handhacken. Der Ernteertrag ist bei der Breitreihensaat bedeutend höher als bei irgend einem andern Aussaatverfahren. Besonders nutzbringend ist die Breitreihensaat auf verunkrauteten Feldern. Die diesbezüglichen Beobachtungen der landwirtsch. Versuchstation zu Besentschut lassen darüber keine Zweifel aufkommen. Hier wurden während 4 Jahre durchschnittlich bei Schmalreihenaussaat 34 Pud Hirse auf einer Dessj. geerntet, bei Breitreihensaat — 80 Pud; bei letzterer Saatform war demnach der Ernteertrag  $2\frac{1}{2}$ -mal höher als bei der ersten. Außerdem ist beobachtet worden, daß die in dichten Reihen stehenden Saaten unter der Einwirkung der Trockenheit bei weitem mehr leiden als die breitreihigen. Wird der Samen vermittle einer Sämaschine gesät, so wird er nachträglich mit einer leichten Egge einspurig überreggt. Bei Wurf aussaat geht dem Säen ein flaches Ackern oder Eggen voraus, und der Samen selbst wird vermittle einer leichten Egge bedeckt. Das Walzen des Ackers mit einer leichten hölzernen Walze sofort nach erfolgter Aussaat ist sehr empfehlenswert.

(Schluß folgt.)



## Die Maul- und Klauenseuche.

(Амьр.)

Von E. Rapoport, Veterinärarzt.

(Schluß.)

Die Wunden des Mauls sind mit einem gelblichen Anflug bedeckt. Die Tiere schmazen häufig und verlieren viel Speichel, der sich auch als Gisch an dem Maul zeigt. Bei gutem Verlauf der Krankheit heilen die Wunden in 3—5 Tagen zu. Mit dem Platzen der Blasen läßt das Fieber nach, das Tier wird munterer; die Aufnahme von Futter bleibt aber noch lange spärlich, da die Schleimhaut noch sehr wund ist und noch lange sehr empfindlich bleibt (Sieh Abbildung 2 u. 3).

Nach dem Erscheinen der Blasen im Maule, bisweilen auch gleichzeitig mit ihnen, bilden sich solche auch an andern Stellen, am häufigsten am Euter und an den Beinen.

Wenn die Krankheit nur das Maul befällt, so währt sie nur 7—10 Tage, worauf die Gesundung eintritt. In solchen Fällen spricht man von einer leichteren Form der Krankheit, im Gegensatz zu der schweren, die bisweilen mit dem Tod endet.

Einige Tage nach dem Platzen der Blasen, wenn das Tier anscheinend schon auf dem Wege der Gesundung ist, tritt plötzlich eine sichtliche Verschlechterung ein. Das Tier bekommt wieder erhöhte Temperatur, ist niedergeschlagen, knirscht mit den Zähnen, stöhnt, atmet schwer und hört vollständig auf zu fressen. Es tritt eine Erscheinung ein, die darauf hinweist, daß die Krankheit in die Ein-

geweide des Tieres gedrungen ist: Verstopfung wechselt mit blutigem Durchfall; auch die Lungen können befallen werden, was sich durch Husten äußert. Diese Leiden sind bisweilen durch Entzündung der Gelenke, durch Ansteckung des Blutes bedingt. Nach eintretende Todesfälle bei dieser Krankheit rühren von Schlaganfällen her.

Die schwere Form der Krankheit, die meistens im Winter beobachtet wird, kommt jedoch selten vor. Die meisten Krankheitsfälle sind leichter Art; doch ist dabei der böartige Ausschlag an den Beinen und am Euter sehr unangenehm, besonders bei den Melkkühen.

Das Euter ist mitunter ganz entzündet; der Ausschlag und die Geschwüre an den Zitzen erschweren das Melken sehr, und dieses verursacht dann auch noch eine größere Entzündung. Die Milch verdirbt, und ihre Menge wird geringer.

Nicht minder unangenehm ist die Erkrankung der Hufe. Sie besteht darin, daß sich in der Spalte und an den Kronen um die

Klauen ebenfalls Blasen und Geschwüre bilden, die eine bedeutende Aufmerksamkeit fordern. Bei schlechter Pflege verschmutzt die Entzündung, greift immer mehr um sich und dringt sogar in tiefe Hornschichten der Klauen ein, so daß das Tier nicht selten den Huf oder die Klauen verliert, was im besten Falle einen



Abb. 2. Bläschen an der Zunge und Verlust des Häutchens der Zunge bei dem großen Hornvieh in Folge der Maulseuche.



Abb. 3. Verletzung der Zunge bei dem großen Hornvieh durch die Maulseuche.

sehr langen Krankheitszustand zur Folge hat; häufig geht das Tier auch daran zugrunde.

Zu bemerken ist noch, daß beim Hornvieh meistens das Maul, bei den Schweinen und Schafen hingegen meistens die Beine von dieser Krankheit befallen werden. Bei dem Menschen, namentlich bei Kindern, erkrankt am häufigsten der Mund; oft erscheinen aber auch Ausschläge im Gesicht, an den Augen, an den Fingerspitzen, am Rande der Nägel.

Die Heilung spielt bei dieser Krankheit eine große Rolle, weil hier viele Arzneimittel Abhilfe schaffen. Einige von diesen Mitteln sind desinfizierende, d. h. Mittel, die die Bakterien töten, wie z. B. Bor säure, Kreolin, Karbolsäure und am besten Pikotarin; andere sind Aetzmittel, am besten Kupfervitriol oder blauer Vitriol, andere trocknende.

Wir werden jedoch bei einigen nicht verweilen, da deren Anwendung nur dem Arzt zukommt. Zudem ist auch eine richtige Pflege noch wichtiger als die Heilung.

Die wichtigsten Bedingungen eines raschen Verlaufs und eines glücklichen Ausgangs der Krankheit sind folgende: Reinlichkeit, eine weiche Streu, die häufig erneuert wird, ein warmer, trockener Raum, besonders im Winter, kein allzu kalter, aber häufig ein reiner Trank, weiches, wenn möglich flüssiges Futter.

Sehr wichtig sind auch die Maßnahmen zur Verhütung der Erkrankung an dieser Seuche. Solche Vorbeugungsmaßnahmen sind: Impfungen und sanitäre (gesundheitliche) Maßnahmen, wozu auch die Quarantäne (Sperrung) zu rechnen ist.

Impfungen gibt es einige. Hier sei nur die allereinfachste erwähnt, die jedem Landwirt zugänglich ist. Sie besteht in einer künstlichen Ansteckung des sämtlichen Viehes in einer Wirtschaft. Der Krankheitszustand, der nach einer solchen Impfung eintritt und schneller, leichter und gleichzeitig bei dem Vieh verläuft, verhütet eine wiederholte Erkrankung; dabei wird bloß das Maul von der Seuche betroffen. Die gebräuchlichste Form einer solchen Impfung besteht in dem Uebertragen des Speichels eines kranken Tieres in das Maul eines gesunden.

Freilich darf der Speichel eines sehr kranken Tieres oder eines solchen, dessen Geschwüre eitern, nicht genommen werden.

Den Speichel läßt man von einem kleinen Schwamm, einem Stückchen Watte oder einem reinen Lappchen aufsaugen. Um die Erkrankung sicherer hervorzurufen, wird der Speichel entweder gut in die Schleimhaut eingerieben, oder man macht in dieser vorher (z. B. mit dem reinen Fingernagel) eine Schramme. Noch besser ist es, eine oder einige solcher Schrammen auf die innere Oberfläche des Ohres zu machen und auf ebensolche Weise Speichel in sie einzureiben, was aber etwas schwerer ist.

Wenn die Seuche vorüber ist, muß man eine gründliche Säuberung vornehmen: den Mist hinwegführen, die Futtertröge mit heißem Wasser auswaschen, die Wände mit ungelöschtem Kalk waschen oder eine Desinfizierung nach der Anweisung des Arztes vornehmen. Vieh, das nicht an dieser Krankheit litt, darf, zum wenigsten im Laufe eines Monats nach der Desinfektion, keins in die Wirtschaft kommen.

Noch wichtiger sind die Vorbeugungsmaßnahmen, die die Einschleppung der Seuche in die Wirtschaft oder ins Dorf verhüten. Man führe kein Vieh, Futter, Streu, Häute, Fleisch und anderes Rohmaterial von solchen Orten ein, die der Seuche verdächtig sind; man vermeide sogar den Verkehr mit Höfen und Dörfern, wo die Seuche herrscht. Man lasse das kranke Vieh nicht auf die allgemeine Weide oder zur allgemeinen Tränke. Man lasse entschieden keine verseuchten Viehherden in sein Dorf, sondern halte sie auf und berichte darüber an den nächsten Veterinärarzt.

An den Orten, wo die Seuche herrscht, gebrauche man die Milch als Nahrungsmittel nur abgekocht; die Milch von Kühen mit kranken Eutern vernichte man ganz. Es wird sogar nicht empfohlen, solche Milch den Ferkeln, Kälbern oder anderen jungen Tieren zu verabreichen; denn sie sind alle sehr empfänglich für die Maul- und Klauenseuche und erkranken gewöhnlich an der schweren Form dieser Seuche.

# Aus Stadt und Dorf.

## Korrespondenzen.

**Schaffhausen.** Eine neue Errungenschaft auf der Wirtschaftsfrent. Zu den in Schaffhausen bestehenden Unternehmungen kam noch eine hinzu. Am 3. Januar wurde eine neue Delmühle mit einer Leistungsfähigkeit zur Verarbeitung von 700 Pud Körnern in 24 Stunden feierlich in Gang gesetzt. Dieser Tag war für die Schaffhausener und Glaruser kooperierte Bevölkerung ein Tag des Jubels. Beide Dörfer waren mit roten Fahnen geschmückt. Die Feier wurde vom Ortsrat, bei dem sich die Bevölkerung in großer Anzahl versammelt hatte, mit den Klängen der Internationale eröffnet. Dann setzte sich der Zug in Bewegung zu der Delmühle. Dort angelangt, wurden die Teilnehmer von den Vertretern der Marxstädter Organisation der RKP (B.), des Kantons-Vollzugs-Komitees, des Jugendverbandes, der Gewerkschaften, der Genossenschaften und der Lehrerschaft begrüßt. Nach den Begrüßungen wurde der Delmühle der Name „Errungenschaft“ beigelegt. Von da ging's zu der Tabakfabrik „Rote Fahne“, der Käseerei und der zweiten Tabakfabrik „Kooperator“. Damit war der erste Teil der Feierlichkeit beendet. Der zweite Teil begann um 6 Uhr am Abend im Schulgebäude, wo sich die Teilnehmer zur feierlichen Sitzung versammelt hatten. In dieser Sitzung wurde von dem Gen. R. Leiser die politische und wirtschaftliche Bedeutung der Kooperation klargelegt. Seine Rede schloß er mit einem Hoch auf die Schaffhausener und Glaruser Kooperativen und munterte sie zu weiterem Vorwärtstreben auf. Gen. S. Maurer beleuchtete sodann den Werdegang der Kooperation im Schaffhausener Rayon. Außer den erwähnten Unternehmungen haben die Schaffhausener Kooperativen eine Rasseschweinezucht und einen Bienenstand. Demnächst soll ein Belegungs-punkt mit Zuchtstieren und -hengsten eröffnet werden.

Zu kulturellen Zwecken bestimmte man eine Summe von 500 Abl., wofür zum Teil der Unterhalt eines Arztes und Lehrers bestritten wird.

Ein Teilnehmer.

**Schaffhausen.** Der träge Traktor. Die landwirtschaftliche Kooperative in Schaffhausen stand bisher in gutem Ruf. Und mit Recht. Sie arbeitete ohne Unterlaß. Und jetzt? — Jetzt hat der Traktor ihren guten Ruf geschmälert. Das Erhalten des Traktors war leichter als sein planmäßiges Ausnützen. Nach seiner Verabfolgung sauste er im Sturm durch die Straßen und blieb ruhig in der Scheune stehen. Die Verwaltung samt Monteure ruhten aus auf ihren Lorbeeren. Nach Verlauf einer Woche kommt der Vorsitzende des Verbandes F. R. Zeitler mit dem Instruktor Sacharow mit dem Auto nach Schaffhausen gefahren und spricht in der Kooperative vor:

„Nun, wie arbeitet der Traktor?“ — „Großartig.“ — „Wo arbeitet er denn?“ — „Was, wie, ha, Betteer Hannes, wo arbeitet denn der Traktor?“ — Es wurde gesucht, und der Traktor stand regungslos in der Scheune. „Warum steht er da?“ — „... es ist, glaub', was kaputt.“ — „Wo ist der Monteur?“

Der Monteur wurde herbeigerufen und der ... und der war krank.

Nach Verlauf der zweiten Woche kamen wieder zwei Instrukturen, Albrecht und Rufeld, an — daselbe Bild. Diesmal hatten sich andere Elemente gegen den Traktor vereinigt: der Himmel und der Schaffhausener Parlamentarismus. Der Himmel regnete die ganze Woche hindurch, so daß der Traktor nicht arbeiten konnte. Der Sekretär der Kooperative, G. Hanstein, der Vorsitzende des Dorfrats, der Monteur und unsere Quartierfrau bestätigten das. Wenn die in Marxstadt projektierte meteorologische Station dort eingerichtet gewesen wäre, so hätte man genaue Auskunft ermitteln können. Kurzum, im Laufe der zweiten Woche haben die Schaffhausener keinen Fuß breit geackert. In der ersten Woche hatten sie  $\frac{3}{4}$  Dessj. geackert, die ihnen aber auch verloren gingen, da die Gemeinde bei der neulichen Landvermessung auch diese  $\frac{3}{4}$  Dessj. miteingemessen hat.

Auf die Frage, warum die Kooperative gezwungen sei, einen Hundsbuckel zu ackern, parla-

mentarisierte der Vorsitzende des Dorfrats, die Kooperative habe sich abgesagt von dem Weizenland beim Dorfe, weil es zu lehmig und unmöglich zu ackern sei, weshalb auch die  $\frac{3}{4}$  geackerten Dessjatinen miteingemessen worden wären; das Land, das sie jetzt ackern, sei auch gut, und er habe noch besseres Land zur Verfügung gestellt — das in der „Spizgasse“.

Die Kooperative weiß nichts von der Absage vom Weizenlande und behauptet, sie habe beim „Brünnchen“ Land angewiesen bekommen, das dann eigenmächtig von den Landmessern miteingemessen worden wäre. Der Vorsitzende verneint das.

Die Bedienung des Traktors seitens der Kooperative war die gleichgültigste: es waren weder Führen für einen Notfall, noch ein Feldhäuschen vorhanden. Die Folge solcher Tätigkeit ist, daß in den ersten zwei Wochen gar nichts geleistet wurde. Die 17 Dessj., die Schaffhausen in der dritten Woche noch hübsch fertigbrachte, beweisen, daß bei gutem Willen, richtiger Auffassung der Sache, Regsamkeit der Verwaltung, Verständnis der Aufgabe seitens des Monteurs — 30 Dessj. hätten geackert werden können.

J. R.

**Brasnojär.** Der Traktor „Kosto“. Im verflossenen Herbst hatte ich die Möglichkeit, mich mit dem 45-kraftigen Traktor „Kosto“ und seiner Arbeit bekannt zu machen. Es war auf der Wiese des Dorfes Generalisfoje, die bei Hochwasser überschwemmt wird. Der Traktor pflügte mit einem dreigliederigen Pflug „Sad“. Man gedachte, mit dem Umpflügen der Wiese in 10 Tagen fertig zu werden. Weil es etwas zu schwer und zu langsam ging, hängte man ein Glied los, worauf der Traktor mit einer Geschwindigkeit von 4 Werst in der Stunde (750 Faden in 23 Minuten) vorwärts kam. Zum Umpflügen einer Dessj. brauchte man etwa 3 Stunden. Die Tiefe der Furchen betrug 4 Wereschol; das Verhältnis der Breite zu der Tiefe war folglich 8:4. Die Lage der umgepflügten Schicht ist bei einem solchen Verhältnis gut zu nennen, namentlich in der Beziehung, daß die Pflanzenreste (Stengel) bedeckt werden. Man hätte erwarten sollen, daß sich die Schicht platt legen werde; jedoch die originelle Einrichtung des „Sad“ verhütete es. Die Schicht bricht und zerbröckelt zum Teil. Es wäre interessant, die Arbeit auch auf Steppensflächen

und weichen Ländereien zu verfolgen, und zwar mit gewechselten Pfluggliedern, die an die verschiedenartigsten Bodenverhältnisse angepaßt sind. Der Pflug arbeitete gut und zog reine Furchen. Der Traktor ging ununterbrochen und verbrauchte etwa  $2\frac{1}{2}$  Pud Petroleum und 10 Pf. Schmieröl. (Nach der Norm sind 2 Pud 5 Pf. erforderlich). An Arbeitskräften braucht der Traktor 2 Mann und 1 Pferd zum Zustellen des Wassers. Nach meiner persönlichen Meinung werden diese Traktoren in der nächsten Zukunft im Aufbau der Landwirtschaft unseres Südostens eine wichtige Rolle spielen.

Agronom W o g a u.

**Palzer.** Zum Kürbisbau. Die Agronomen haben recht, wenn sie sagen, daß der Kürbisbau bei uns bisher in sehr beschränktem Umfange betrieben wurde. Dessenungeachtet kann man behaupten, daß unsere Bauern einigermaßen mit dem Kürbisbau vertraut sind. Das Geizen unterlassen sie freilich gänzlich, teils aus Unkenntnis, teils wegen Mangels an Zeit und Arbeits Händen; doch dies einzuführen, würde keine große Mühe erfordern. Die übrige Pflege ist dem Bauer bekannt. Was aber das Unbekannte ist, worüber bisher noch zu wenig geschrieben wurde, das ist die Aufbewahrung der Kürbisse. Die Aufbewahrung in trockenen, warmen Räumlichkeiten ist ja an und für sich ganz einfach und auch unserem Bauer nicht unbekannt; er bewahrt ja seine paar Kürbisse auch auf diese Weise auf. Aber die Aufbewahrung einer großen Menge Kürbisse bei Mangel an warmem Raum macht Kopfzerbrechen. Die Aufbewahrung in kalten Räumen, worin die Kürbisse frieren, ist dem Bauer nicht immer erwünscht; denn das Auftauen der gefrorenen Kürbisse ist zu unbequem, da der Bauer im Laufe der Winters beständig in seiner oft einzigen Bohnstube Kürbisse aufgestapelt haben müßte, was in hygienischer Hinsicht nicht gerade ratsam ist.

Die Aufbewahrung müßte so gestaltet sein, daß man im Herbst sofort allen Kürbissen den Samen entnehmen und dann die aufgeschnittenen Kürbisse in gutem Zustand erhalten könnte. Diesen Forderungen scheint gerade die unserem Bauer am wenigsten bekannte Aufbewahrung in Gruben am meisten zu entsprechen. Eine umständlichere Beschreibung einer solchen Aufbewahrung ist daher sehr erwünscht.

J. R.—I.

# Kultur und Leben.

## Den Zögernden.

Von Karl Zielke.

Ach, wir werden's nie erleben —  
Heißt: von vornherein verzichten,  
Heißt: am Hergebrachten kleben  
Und den Blick nach hinten richten.

Vorwärts, vorwärts unverdrossen!  
Alte Rücksichten beengen.  
Jede Tür, die verschlossen,  
Läßt sich aus den Angeln sprengen.

Jeder Strom erlebt die Brücken;  
Jede Brücke muß erleben,  
Daß sich über ihrem Rücken  
Menschen in die Wolken heben.

Neuer Tag hat neue Fragen.  
Habt ihr euch nicht drum gekümmert,  
Warum euren Ochsenwagen  
Das Automobil zertrümmert?

Aufgestanden! nicht gezaudert!  
Vorwärts! Laßt die Pfaffen beten.  
Wer mit Ueberlebtem plaudert,  
Wird zerdrückt und wird zertreten.

## Gegen den Strom.

Erzählung von Walter Born.

(Fortsetzung.)

Unterdessen hatte die Frühlingssonne auch den harten Winter überwunden. Ein herrliches junges Grün bedeckte die Felder. Tagtäglich lachte die Sonne fröhlich in den Tag hinein, und auch in den Herzen der Menschen war eitel Sonnenschein. Nur noch eine Sorge bestürmte das Gemüt der guten Waldhausener: „Wann wird es Friede?“

Aber das Ende des Krieges wollte nicht kommen. Fränzel zählte sich nach wie vor als Arbeiter der Fabrik, wo er kaum einmal wöchentlich vorsprach. Die Verteidigungsarbeit ging auch ohne ihn vonstatten. Im Dorfe war aber Hochflut für die Arbeit Fränzels. Die zwangsweisen Getreidelieferungen, die die alle Regierung noch kurz vor ihrem Ende eingeführt hatte, veranlaßten viele Bauern, ihre Vorräte im geheimen etwas teurer zu verkaufen, als die Regierungspreise waren. Fränzel hatte das Getreide fleißig aufgekauft.

Eines Abends hatte Fränzel Besuch: der Vorsteher, der Schreiber und noch einige angesehene Männer waren auf „Magaritsch“ zu ihm gekommen, um ihm zu einem guten „Getreidegeschäft“ Glück zu wünschen. Man war schon echt angeheitert, als Fränzel noch ein „Kotkäppchen“ aus dem Schrank hervorholte.

„Gsch, Männer“, sagte er, „des is s letzte bun zehn Patschke. Dr Fritz Krach hat mir ja ziemlich zurückgelasse wie die Kassoni jugemacht sin worre; awer mr scheppt ja n Brunne leer“.

„No do wolle mr uns noch emol was zu guts tue“, sagte der Vorsteher; „wer waak, wann mr widder e mol sowas kriet“.

„Wenn Sie wollen, Herr Keilholz, können wir selbst kochen“, sagte Reschke, ein Wolbhnier, der in Keilholzens Sommerhaus wohnte und sich in Not gewöhnlich nützlich zu erweisen suchte.

„Was hast du gfaht, Josef?“ fragte Fränzel nochmals.

„Ich hatte nur gemeint, wir könnten selbst sehr guten Schnaps kochen.“ —

„No des wär woll?“ fragte Fränzel zweifelnd.

Alle wollten wissen, wie der gute Trunk herzustellen sei; aber Joseph war plötzlich merkwürdig zurückhaltend geworden. Er hatte den Wink Fränzels sehr wohl verstanden.

„No trinkt e mal eens! Schreiwerr, Vorstähr, vorwärts! mir siße grad so scheen zanume!“ —

„Ja, ja, eßt un trinkt nor, ihr lieve Gäst, leed tut mrsch doch, waßt r freßt“, unterbrach ihn der Schreiber.

„Wir sißen so fröhlich beisammen“, stimmte der Vorsteher an.

„Ei und haben einander so lieb...“, fielen gleich alle ein. Unter diesem lustigen Geplauder war das Branntweinkochen, von dem Joseph gesprochen hatte, bald vergessen.

„Schreiwerr, löst e mol inspanne!“ schrie der Vorsteher zu Ende des Gelages.

„Franz Andreitsch, drug“, fiel dieser Fränzel um den Hals, „mr sin doch noch deutsche Leit — oder sin mr Rindviecher?“ und dabei hielt er den Zeigefinger tiefsinnig vor die Stirn.

Endlich waren alle fort. Fränzel hatte sich nach der Entdeckung seines Dachhausbewohners nüchtern zu halten gesucht; denn in seinem Hirn trieben schon die Zahlen — eine phantastischer als die andere — ihr Unwesen. Wenn er zum Verkauf für das nächste Ruffendorf, ja auch für die umliegenden deutschen Schnaps brennen könnte!

„Josep, haste nich geloge?“ fragte Fränzel endlich, als die Gäste alle weg waren.

„Nein, nein, Franz Andreitsch“, sagte Reschle, „wir haben oft solch einen guten Schnaps gekocht, weil er billiger kam als der Regierungsschnaps. Sie müssen nur weißes Blech austreiben, und dann werden wir die Sache schon in Ordnung bringen.“

„No wot sto, Josep, geh un schlaf dich ericht e mal aus.“

\* \* \*

An einem schwülen Sommerabend hatte Fränzel noch spät Gäste aus dem nächsten

Ruffendorf. Geheimnisvoll tuschelte er mit ihnen in den Ecken. Als alle im Hause schliefen und auch das Dorf, mit Ausnahme des Hundegeläuffs stillgeworden war, spannte Fränzel eighändig ein Pferd in den Wasserwagen, wobei ihm seine Gäste sehr geschäftig halfen.

„Bassili“, sagte Fränzel, „geh du jetzt voraus, daß uns nicht unverbhofft was aufstößt.“

An der Wolga angekommen, fuhr Fränzel ins Wasser, und dort wurde das Faß vom Wasserwagen auf ein Boot übergewälzt. Fränzel hielt noch eine Weile im Wasser und horchte auf das sich entfernende Plätschern der Ruder. Das Pferd stand ganz ruhig und spielte mit den Ohren. Spiegelglatt, wie das nur selten vorkommt, floß die Wolga majestätisch dahin, während die Espen am Ufer ihre Abbildungen bewunderten. Alle Bäume standen im Fluß mit den Kronen nach unten. Und in leiser Bewunderung neigten sich einige leicht über den Fluß, um im Mondschein besser unterscheidend zu können, wie solche Dinge auf der Welt zugehen können, und ganz leise lispelten sich die Espenblätter allerhand schauerliche Gespenstergeschichten zu. Noch eine Weile saß Fränzel, in tieres Nachdenken versunken, und „plänschelte“ mit den nackten Füßen im Wasser, das ihm geschäftig seine Geheimnisse zuzurawschen versuchte. Aber Fränzel hatte für alles dieses keinen Sinn.

„Finsunnertberzig Ruwl“, sagte er — „noo, Brauner, was bleibste denn da stehe, du dummes Mißkreets!“ Erschreckt fuhr der Braune aus seinem Nachsinnen und nahm einen starken Anlauf, um das schwere Faß leichter zu bewältigen. Aber seine Bewunderung war sehr groß. Die Last war diesmal im Wasser leichter geworden. Auf dem Trockenen versuchte der Braune noch mal, über diese wunderliche Begebenheit nachzudenken. Jedoch sein Herr vertrieb diese Gedanken durch einen leichten Hieb mit der Peine und bald waren sie dann auch im Dorfe.

\* \* \*

Zimmer mehr Soldaten kamen von der Front zurück. Einige hatten Urलाubscheine, wena auch gerade keine echten, und andere waren ganz ohne Papiere. Der Vorsteher versuchte zwar, solche als Deserteure zurückzube-

fördern, aber das half nichts; denn in einigen Tagen waren sie wieder im Dorf. Je mehr Soldaten aber zurückkehrten, desto unruhiger wurde es. Die „Schlechten“ aus den Hintergassen krochen aus ihren Lehmlöchern, scharten sich immer mehr zusammen und lagerten sich gewöhnlich irgendwo am Feuerhaus oder am Glockenstuhl. In dieser Gesellschaft wurden sehr seltsame Gespräche geführt. Das gekaufte Land, Krieg und Frieden und die Getreidepreise bildeten den Hauptinhalt all dieser Gespräche. Finster und verschlossen zogen sie wochenlang im Dorfe um, ohne jemandem etwas zu leid zu tun, ohne ihre Forderungen an den Mann zu bringen.

Endlich kam Mannweilersch Karl von der Front zurück. Mit seiner Ankunft hatten die Bolschewiken ihren Vorgänger gefunden. Bald wurde eine Versammlung anberaumt. Der Vorsteher erklärte vor der spannend lauschenden Menge, daß das Komitee der Gemeinde nichts zu sagen habe, daß die Versammlung auf Verlangen der Bolschewiken einberufen worden sei. Mannweilersch Karl drängte sich durch die Menge.

„Mannsleit, m i r hun eich was zu sage“, ließ er sich schon aus der Menge vernehmen. „Was mir wolle? — Mir wolle erschtens, daß Friede gschlosse werd!“

„No des mache mr, mr schicke dich“, rief jemand spöttisch aus der Versammlung.

„Mir hun lang genug die Leis gfittert“, fuhr der Karl unbeirrt fort. „An dann wolle mr noch, daß die Blutsucker, wu for uf die

Oborone gearweit hun, unser Land zurückgewe. Die Fruchtpreise selle geregelt werre, daß mir arme Leit unsere Familie dorchbrenge kenne. Jez solle die Steire ingfobert werre. Ihr wißt, daß unser Bißche zugrund gange is, so lang wie mr fort ware. An do wolle mr jek hier die ganze Steire, wu s uf unser Dorf tragt, uf so e paar Blutsucker verlege wie dr Keilholz do“. Schon von vornherein war es in der Versammlung stürmisch hergegangen; aber der richtige Tumult begann erst mit diesen Worten. Zwischenrufe, Gedränge, Ellenbogen- und Fäustarbeit — alles durcheinander. Die „pflichtbewußten“ Bürger, die in die Nähe der Türe kamen, suchten das Weite. Fränzel, der wie immer mit dem Komitee obenan gefessen hatte, verkroch sich mit diesem zusammen im nächsten Zimmer. Die verriegelte Türe war das Kampfesziel, das die Anhänger Fränzels verteidigten und das die Bolschewiken mit Anstrengung aller Kräfte zu erreichen suchten. Endlich rief Fränzel aus dem Nebenzimmer:

„Mannsleit, mir wolle uns eenig mache!“

„Aha, gebst dich woll?“ —

„Geh nor erscht mol riwer!“ Schrie man durcheinander.

Und nun begann der Handel. Statt der Tausende, die in der Liste der Bolschewiken standen, erbot man sich aus besonderem Gefallen Hunderte zu zahlen; aber die Bolschewiken bestanden auf ihren Forderungen, so daß man sich endlich dahin einigte, daß das Komitee im Beisein zweier Vertreter der Bolschewiken nach deren Listen die Steuern einfordern sollte.

(Fortsetzung folgt.)

## Zum 20. Jahrestag der Erschießung der Petersburger Arbeiter.

Aus eigenen Erinnerungen von G. F i s c h e r.

Am 9. Januar 1905 fuhr ich von Moskau nach Petersburg ab. Am Bahnhof schon hörte ich von Zusammenstößen, die zwischen den Fabrikanten und Arbeitern stattgefunden haben sollten. Auf der Station Malaja Wischera, wo wir etwa 20 Minuten hielten, begegneten sich die Züge aus Moskau und Petersburg, und die aus Petersburg kommenden Passagiere erzählten in aller Eile, was sich dort zugetragen hatte. Alle, auch die Monarchisten, waren im

ersten Augenblick über die Grausamkeit dieser Erschießungen empört. Um 9 Uhr des andern Tages kam ich in Petersburg an. Die Residenz war einem Kriegslager ähnlich. Nahe beim Bahnhof brannten große Wachtfeuer, die von Soldaten umringt waren. An allen Straßenecken hielten Soldaten Wache. Auf dem Newski Prospekt fuhr der Statthalter Trepow herausfordernd hin und her: „Seht, was wir können, hütet euch!“ Dieser Trepow ist heute noch

„berühmt“ durch seine Worte: „Патронов не жалеть!“ (Man spare nicht an Patronen!)

Da ich erfahren hatte, daß an der Eisernen Brücke, die über die Newa führt, viele Arbeiter, Frauen und Kinder niedergeschossen wurden, ging ich dahin, und was erblickte ich da? Der vor zwei Tagen gefallene Schnee war durchtränkt von Menschenblut. Hunderte von Menschen standen da und sahen sich das schauererregende Bild an. Hier lauschte ich dem Gespräch der niedergeschlagenen Menge, die sich über die Zahl der Opfer unterhielt. Einige sagten, es seien Hunderte, andere behaupteten, es seien Tausende niedergeschossen worden. Man habe sogar noch auf die flüchtigen Arbeiter, ihre Frauen und Kinder geschossen. Es wurde erzählt, daß die Kinder und ihre Wärterinnen in dem nahen Park aus Furcht auf die Bäume geklettert, von dort aber herabgeschossen worden wären. Wieviel Menschen durch diese Untat das Leben einbüßten, konnte niemand sagen; denn noch am Sonntag abend und die Nacht hindurch wurden die Leichen weggeräumt. Leichen waren auf den Straßen keine mehr zu sehen; aber aus einem Hospital auf dem Litejny Prospekt, wo sich eine tausendköpfige Menschenmenge versammelt hatte, sah ich viele Leichen und Verwundete fortschaffen. Ein schauerliches Bild. Ein Jammergeschrei aus Hunderten von Kehlen. Herzerreißende Szenen von Begegnungen der Verwundeten mit ihren Familienangehörigen. Manche

von diesen empfangen den geliebten Anverwandten schon als Leiche. Da die Zahl der Verwundeten zu groß war, so wurde den Familien, die ihre Verwundeten nach Hause nahmen, eine bestimmte Zahlung verabfolgt. Unter der umstehenden, von Schmerz, Trauer oder Empörung ergriffenen Menge wurde erzählt, daß die andern Krankenhäuser ebenso mit Verwundeten und an ihren Wunden Verschiedenen überfüllt seien. Später erfuhr ich, daß aus dem Obuchow'schen Krankenhaus am 11. und 12. Januar 56 Leichen beerdigt wurden, die ihre Anverwandten nicht abgeholt hatten . . .

Wie ich hörte, war der Kaiser selbst während des Blutbads in Petersburg. Ihm soll bekannt gewesen sein, was unter den Arbeitern vor sich ging; da er aber sah, daß der Zug der Arbeiter zustande kam, so fuhr er, anstatt ihnen entgegenzutreten und ihre Klagen anzuhören, eiligst von Petersburg weg und übergab das Kommando, mit den Arbeitern aufzuräumen, seinem Onkel Wladimir. Und dieser richtete das entsetzliche Blutbad an.

Die Aufregung unter der Bevölkerung über diese unerhörte Bestialität war so groß, daß alle Betriebe mit Ausnahme der Wasserleitung stillstanden und von Militär umgeben waren. Sogar die elektrische Station arbeitete nicht, so daß den Zugereisten in den Gasthäusern Stearinlichter in Flaschen zum Lichtmachen vorgegestellt wurden.

## Kampffrohe Jugend.

Von Otto Krille.

Und das ist unser gutes Recht:

Wir stürzen das Alte, was morsch und schlecht,  
Und lachen ob eurer Gesehe.

Denn was eure Sattheit für Recht ermißt,  
Für uns noch lange nicht heilig ist,  
Daß der Hunger es nicht verlege.

Und weil die eure uns nicht gefällt,

Drum bauen wir selber uns eine Welt  
Und schaffen uns eigene Götter.

Wie Frühlingsturm brausen wir in den Tag;  
Mag fallen und stürzen, was fallen mag  
In dem weltenerlösenden Wetter.

Und graut euch vor eurem Untergang,

Nun, so grollt nicht lang, so schmollt nicht lang,  
So stellt euch mit uns zum Gefechte!

Heraus mit den Schwertern des Geistes, heraus!  
So streitet im tobenden Geisterstrauß  
Um eure vermoderten Rechte!



## Franz wird Rotarmist.

Von Chr. Balthasar.

1.

„Franz ist tot!“ — Das war alles, was sie aus dem langen Brief eines fremden Mannes verstanden hatte. Franz war schwer verwundet, und sein Kamerad sollte, wenn Franz gestorben wäre, ihr dies und seine letzten Wünsche mitteilen. Sie konnte den Brief nicht zu Ende lesen; sie weinte, der Brief fiel zu Boden.

„Mama, dat! Ich hun s ufghowe. Dat. — Dann dat, Motter, lest Ihr“, sagte der kleine Fritj.

Aber die Mutter weinte auch und hörte Fritjchen nicht. Fritj sah beide an und weinte auch. Alle weinten.

Vom Hof kam der älteste Sohn, der kleine Franz, sah sich um und ging hinaus. Er wußte schon genug. Sein Vater war im Krieg, und dort werden die Leute totgeschossen. Er wußte noch ganz gut, was ihm sein Vater erzählt hatte. Wenn die Jungen 21 sind, müssen sie fort zu Soldat. Dort werden sie schön angewogen, bekommen eine Flinte, lernen schießen, und wenn sich zwei Kaiser streiten, müssen sich die Soldaten schießen. Was ein Kaiser ist, konnte Franz nicht verstehen. Auf dem Bild war freilich ein Mensch abgebildet; aber Menschen schlagen sich selbst, wenn sie sich uneinig sind, die andern haben damit nichts zu tun.

Sollte es denn nicht ein Gericht geben, wo man klagen könnte? Gewiß doch. Die Könige sind über den Kaisern. Der Dicke, der zehn „Medaler“ auf der Brust hat, ist ja ein König, hatte ihm sein Vater gesagt. Wenn ich König wäre, würde ich alle Kaiser gegeneinander stellen, und die müßten sich totschießen. Dann brauchten keine Soldaten mehr in den Krieg.

„No, was is dann los, Fränzche? Eier Motter heilt jo so“, fragte der Nachbar, der Better Gottfried.

„Der Tagwächter hot n Brief gebrocht; ich denk, ma Date ist totschosse worre.“ —

„Des tut dr wohl gar net leed? Du heilst jo gar net?“ —

Franz schaute ihn fragend an.

„Better Gottfried, wann ich 21 bin un mach fort zum Soldat, dann schieß ich den Kaiser tot, die Kaiser all, daß s kee Kriege mehr gebt.“ —

„Du host atwer frieh Kurafche; s' nor gut, daß du noch kee 21 bist.“ —

Der Better ging. Die Mama und die Mutter weinten noch immer; drum machte sich Franz auf dem Hof zu schaffen. Er weinte nicht.

\* \* \*

Wenn die Mama so manchmal in Sorgen und Kummer gesagt oder gedacht hatte: „Bis der Franz kommt“, so war jetzt keine Hoffnung mehr. Sie war allein und nur auf sich angewiesen. Fränzchen war erst 10 und Fritj erst 4 Jahre alt. Es wird noch lange dauern, bis diese mitschaffen können.

Die alte Mutter war ganz trostlos. Sie war gerne bei ihrem jüngsten Sohn, dem Franz; denn der andere, der Gottfried, hatte eine so garstige Frau. Auch hier die Millis war nicht besonders gut, aber der Franz hatte immer wieder alles gut gemacht. Jetzt aber wird's gewiß schlechter. Die Zuckerbüchse, das Geldsäckchen und so manches andere wird hinüber in der Millis ihren Kasten wandern. Botmäßigkeit und Ehrfurcht vor alten Leuten kennt die Millis nicht. Der kleine Franz ist ihr so recht nachgeartet; drum hat sie diesen auch nicht gern, der Fritj ist besser.

\* \* \*

Der Better Gottfried kam jetzt öfter. Er hatte auch immer guten Pat. Fränzchen konnte nur nicht begreifen, was „Väterliches und Mütterliches“ bedeutete. Auch „Vormund“ konnte er nicht verstehen. — Mund nennt der Schulmeister das Maul; Vormund, Vormund . . .

Endlich kam's. Ein Mann mit einem Säbel, einer mit Tinte und Papier und noch einer kamen und schrieben alles auf, was drinnen und draußen war. Das sind Vormünder!

Nach einigen Tagen kamen Leute; das ganze Dorf lief zusammen. Beim Franz war „Verstrich“.

„Wer biet mehr? Fünf, zehn . . . fünf, zehn, und zum . . . Plauz! E anrs her.“ —

So wurde ein Stück nach dem andern abgeklopft. Die Mutter weinte. Franz hätte so gern gefragt, was das bedeute, was die Leute machen, aber die Mutter weinte immer.

Endlich ging einer nach dem andern fort und alle trugen was weg.

„Mama, warum trage die Leit unser Sache fort?“ —

„Dummer“, sagte jemand, „die zahle jo Geld drfor.“

Die Mutter weinte.

Franz schämte sich und war ganz aufgebracht. Warum werden die Sachen fortgeschleppt?

„Den Schwarze raus!“ —

Das Pferd wurde herbeigeführt. Franz war ganz gespannt.

„Dreißig, verzig, funfunverzig, funfunverzig und . . . fünf, zehn, fufzehn . . .“ —

„No, David, mit was soll ich dann arweite?“

Der Gaul is jo so schon hecher als wie mei ganz Teel ausmacht. Ich kann n net bezahle. Här doch uf un kaaf dir n anre,“ flehte die Millis.

„Wer dr mehrschit gebt, der kriet n,“ erwiderte David. „Fünf.“ —

„Fünf un zum . . . Plauz!“

David wollte das Pferd wegführen.

Schnell sprang Franz hin, riß ihm die Zügel aus der Hand und führte den Schwarzen nach dem Stall hin.

„Koziger!“ — David gab Fränzchen einen Stoß und führte das Pferd ab.

Jetzt weinte Franz und weinte laut. Jetzt ist sein Vater totgeschossen, jetzt kommen Vormünder und verkaufen alles. Sie können nicht mehr fahren. Wenn er nur mal groß ist; auch die Vormünder will er totschießen. Er kann schon selbst reiten, kann fahren, und jetzt? . . .

\* \* \*

(Fortsetzung folgt.)

## Lustige Ecke.

Ein äußerst frommer Krämer ruft des Morgens aus der Schlafstube in den Laden hinein:

„Heinrich!“

„Hier, Herr!“ —

„Hast du den Tabak schon angefeuchtet?“ —

„Ja, Herr!“ —

„Ist zum Pfeffer gebranntes Mehl getan, und geriebene Kartoffeln in die Butter?“ —

„Ja, Herr!“ —

„Hast du auch Spirituswasser in den Wein gegossen?“ —

„Ja, Herr!“ —

„Nun, so mische noch etwas Zichorie unter den gemahlenen Kaffee und komm dann zum Morgen Gebet!“ —

Nicht eitel. „Reel, warum puzen Sie die Knöpfe an Ihrem Rocke nie?“ donnerte ein Unteroffizier einen Soldaten an. „Ich bin ja nicht stolz“, antwortete der Soldat.

## Rätsellecke.

1. Es ist gewißlich keine Muß,  
Und wenn man es auch „knacken“ muß,  
Um seinen Inhalt zu gewinnen.  
Wer nun das Ding zu raten magt,  
Dem sei noch klarer hier gesagt,  
Daß solch ein Ding wir nur ersinnen,  
Um andre nachgrübeln zu lassen:  
Was mag das Ding nur in sich fassen?
2. Man kann es vor- und rückwärts lesen,  
Es bleibt stets das, was es gewesen;  
Erraten wird es zwar nicht selten,  
Doch kann es wohl als selten gelten.
3. Und hab' ich auch zwei Scheren,  
So bin ich doch kein Schneider  
Und mache keine Kleider;  
Mir dienen bloß die Scheren,  
Um mich damit zu wehren  
Und mich damit zu nähren.

Auflösung der Rätsel in Nr. 1.

1. nennen, 2. Wüste, Rüste.

# Schule und Leben.

## Zur praktischen Durchführung der Komplexmethode in den Schulen 1. Stufe.

(Zur Diskussion.)

Von Fr. Ziegler.

Die praktische Schularbeit im Verlaufe des verflossenen Trimesters in den Schulen 1. Stufe zu Pokrowsk deckte eine Reihe von Schwierigkeiten auf, an denen unmöglich stillschweigend vorübergegangen werden kann. Die „Krankheit des Wachstums“ trat in diesem Trimester ausgeprägter denn jemals zutage.

Eine Reihe von Schularbeitern, die tief durchdrungen waren von der Notwendigkeit der Einführung des neuen Programmes, arbeiteten sich so in die Komplexmethode hinein, daß sie dabei einen wichtigen Umstand ganz außer acht ließen, nämlich, dem Kinde technische Fähigkeiten (Schreiben, Lesen, Rechnen) beizubringen. Und als das Trimester um war, bemerkten erst die Lehrer mit Schrecken, daß sich ihre Schüler geistig sehr gut entwickelt hatten, daß die Kinder manches aus der Natur, Gesellschaft und Arbeit richtig verstehen gelernt hatten, aber — lesen, schreiben und rechnen konnten sie nicht.

Eine andere Gruppe von Lehrern, die das Gefesst des Analphabetentums in seiner ganzen drohenden Macht vor sich sah, arbeitete sich so stark in das Lesen, Schreiben und Rechnen mit den Kindern hinein, daß der Komplex nur mehr als Aushängeschild zurückblieb.

Worin liegt der Grund dieser beiden diametral entgegengesetzten Abweichungen? Mangelt es am Verständnis der Komplexmethode bei den Lehrern?

Durchaus nicht! Der Grund dieser beiden unnormalen Erscheinungen ist ein dreifacher: der erste und höchstwahrscheinlich ausschlaggebende ist der Mangel an entsprechenden Lehrmitteln. Dem Programm nach will der Lehrer z. B. das Thema „der Winter“ durchführen. Nach den ersten Unterhaltungen muß der Lehrer Lesestoff und Rechenstoff finden; er sucht und findet entweder sehr wenig oder gar nichts, und so führt er mit Hilfe von Assoziation die Unterhaltung fort, stellt Exkursionen

an, schließt ausgezeichnete Arbeiten ein und — vergißt eben das Lesen, Schreiben und Rechnen. Der andere Lehrer, der sich bei der Wahl des Materials plötzlich vor der höchst prosaischen Wirklichkeit sieht, greift zu irgend etwas, da das Kind doch lesen, schreiben und rechnen lernen muß, und vergißt das Komplexthema.

Der zweite Grund, der auch eine große Rolle spielt, liegt darin, daß die Programme des Zentrums als ein Etwas angesehen werden, an dem nicht zu rütteln, geschweige denn etwas zu ändern ist. „Wie ein anderes Komplexthema einführen als dasjenige, das im Programme vorgeschrieben ist?“ rief eine Lehrerin überrascht aus, als diese Frage in der Lehrerversammlung im Pokrowsker Aufklärungshause besprochen wurde. Es gab allerdings einmal einen französischen Unterrichtsminister, der im Vollbewußtsein seiner Würde, die Uhr aus der Tasche ziehend, mit Ministerstolz erklärte: „Jetzt eben um halb zwölf Uhr beschäftigen sich sämtliche dritten Gruppen der Schulen Frankreichs mit dem Zerlegen einer Zahl in Primfaktoren.“ Wenn auch die Sowetregierung manches unangenehme Erbstück des alten kapitalistischen Krams übernehmen mußte, diesen Ministeridiotismus hat sie doch nicht übernommen; im Gegenteil, sie will es so weit bringen, daß sie sagen kann: „Womit sich die Lehrer beschäftigen, ist unbekannt; bekannt ist nur das eine, daß die Lehrer in der baumlosen Steppe, in den Waldrajonnen, in den Fabrikderteln usw. selbst so viel Initiative besitzen, daß sie die Kinder aus dem umgebenden Leben den besten Weg in das weitere Leben führen.“

Der dritte Grund ist offenbar darin zu suchen, daß man aus der guten alten Zeit her noch gewohnt ist, „den Hund zu füttern, wenn's ans Fagen geht“.

Aus dem Gesagten ergibt sich bereits das, was zu geschehen hat, ehe man an die Durchführung eines Komplexthemas tritt. Fürs erste darf man nicht

vergessen, daß Wissen und Arbeit Zwillingsgeschwister sind, deren Mutter das Leben ist. Also nicht die Programme als eines der „zehn Gebote Gottes“ ansehen; denn das Thema wird von der Eigenart der Schule, vom Charakter der nächsten Umgebung, vom Leben bestimmt und nicht von Programmen von oben her. In Beckerdorf wird es keinem Lehrer einfallen, im Verlaufe des Komplexthemas „Winterarbeiten der Bevölkerung“ von der Töpferei auszugehen, ebenso wie es den Lehrern in Kulkus nicht einfallen wird, bei demselben Thema von der Strohhutflechtereier auszugehen. Die Programme sind eben nur Anregungen — Vorbilder; die Initiative gehört dem Ort. Wissen und Arbeit sind Zwillingsgeschwister — heißt: keine Arbeit, keine Exkursion, keine Erforschung der Umgebung kann durchgeführt werden, ohne daß sie nicht zur Quelle neuen Wissens werden, zu einer Quelle, aus der das neue Wissen als Notwendigkeit hervorquillt. Z. B.: Die Veranstaltungen zur Feier des Frauentages ziehen unmittelbar die Schule in sich hinein. Es wird das Thema „der Frauentag“ durchgeführt. Bis hierher haben sich die Schüler gute Kenntnisse im Rechnen mit ganzen Zahlen und Dezimalzahlen erworben, und der Lehrer wünscht nun die Prozente durchzugehen. Wie soll nun das Thema „der Frauentag“ mit dem „Prozentrechnen“ in Einklang gebracht werden? Ganz einfach — Der Lehrer nimmt die Zahlenangaben über die Frau als Arbeiterin, die Frau als Verbandmitglied, die Frau als Parteimitglied usw., dies alles noch in verschiedenen Jahren, und läßt zur Feier des Frauentages runde, viereckige und graphische Diagramme anfertigen, die in Prozentangaben die ganze Frauenbewegung illustrieren. Die Prozentrechnung tritt hier als Notwendigkeit ein, um ein Ereignis anschaulich darzustellen. Das Ereignis selbst, die Frauenbewegung, gibt auch die Zahlenaufgaben zur Einübung der neuerlernten Rechnungsart; denn es ist nicht genug, die Notwendigkeit einer neuen Fähigkeit zu empfinden, die Fähigkeit muß auch für immer erworben werden, und dazu muß man üben. Das Lesen und Schreiben, das den ganzen Schulunterricht durchzieht, geschieht hier an Hand von Artikeln aus dem Leben der Frau und aus den historischen Momenten der Frauenbewegung.

Die Verbindung, die zwischen Thema und technischen Fähigkeiten herrscht, ist somit eine zweifache: 1. Das Thema ist die Quelle, aus der die neue Fähigkeit als Notwendigkeit entspringt, und 2. das Thema gibt Material zur mechanischen Übung.

„Ganz einfach“, sagte ich oben. In der Tat, bis hierher ist alles wirklich ganz einfach; aber „wo ist der Lesestoff hierzu, wo sind die Zahlenangaben“, die notwendig sind, wenn das Thema nicht in ein bloßes leeres Gerede ausarten soll? Nun, in dem genannten Beispiel könnte ja ein Ausweg gefunden werden, aber im allgemeinen befinden wir uns in einer verzwickten schweren Lage. Wir kommen an den „ersten Grund“, denn solche Lehrbücher haben wir nicht.

„Was tun?“ spricht Zeus, „der Kram ist alt geworden.“

„Und Neues ist noch nicht bestellt....“ (frei nach Goethe).

Dann müssen wir eben Neues schaffen.

Ja, das ist aber leichter gesagt als getan und „Manuskripte schreiben, ist nicht so leicht wie Brotbacken“, sagte schon Gen. Persidski auf dem 11.—1. Rätekongreß unserer Autonomen Republik.

Was aber einer nicht kann, können viele. Und wenn wir im Verlaufe unserer praktischen Arbeit einmal sagen müssen: „Verdammt, hätt' ich nur ein Lesestück im Lesebuch über die Strohhutflechtereier, oder hätt' ich nur Zahlenangaben über die mittlere Temperatur, Regenhöhen, Ernten usw. unserer Republik, damit ich doch das Thema „Unsere Republik“, wie sich's gehört, durchführen könnte“ — dann setzen wir uns hin, schreiben solch ein Stück, sammeln solche Zahlen und schicken sie an die pädagogische Beilage, damit sie rechtzeitig gebracht werden. Dann erhalten wir im Verlaufe einiger Jahre Material, das zu Büchern gesammelt werden kann. Gerade diese Aufgabe stellt sich das methodische Büro in der Beilage „Schule und Leben“. So lange wir eben keine entsprechenden Bücher haben, bleibt nichts anderes übrig, als emsig wie die Bienen tropfenweise den Honig beizutragen. Bis aber die Waben voll sind, werden wir den rohen Blütenast trinken müssen. Das Büro wird den Anfang machen und für die nächsten Themen einiges Material zur praktischen Verwertung in der Beilage „Schule und Leben“ einschließen. In Zukunft hoffen wir auf die Mithilfe aller ehrlich strebsamen Lehrer.

Der Gedanke, auf diese Art das unumgänglich Notwendige mit dem Nützlichen zu verbinden, ist nicht neu. Er entstand in der Volksbildungsabteilung im Jahre 1919 und begann, sich mit dem Journal „Spiel und Arbeit“ zu verwirklichen. Das methodische Büro gedenkt nun, in dem Abschnitt „Zur praktischen Verwertung“ Lesestücke für Schüler, Zahlenmaterial zum Rechnen, im Einklang mit den

voraussichtlich zukünftigen Themen zu bringen. Der Lehrer müßte aber bestrebt sein, die Eltern der Kinder zur gruppenweisen Ausschreibung der „Wirtschaft“ anzueifern, da mehr als ein Exemplar in der Schule erforderlich sein wird.

Um aber bei dieser Arbeit nur einigermaßen Erfolg zu haben, müssen wir die alte Angewohnheit ablegen und von nun an „den Hund lange noch, bevor es auf die Jagd geht, füttern“. Zwei Monate, drei Monate vorher müssen wir uns schon einen Plan von dem zukünftigen Thema ausarbeiten, die Materialien zurechtbringen, was fehlt, aber wünschenswert wäre, dem methodischen Büro mitteilen, möglicherweise selbst einige Arbeiten hierzu anfertigen und rechtzeitig in Druck senden. Z. B. werden wir jetzt schon an das Komplexthema „der Frauentag“ denken. Wir arbeiten uns einen Plan aus, der vielleicht in folgendem bestehen könnte:

1. Wir erzählen den Schülern von dem Entstehen und der Bedeutung des Tages, dessen Feier wir vorbereiten, und illustrieren die Lage der Frauen in der kapitalistischen Gesellschaft durch absolute Zahlenangaben.

2. Auf Grund der Unübersichtlichkeit der absoluten Zahlenangaben kommen wir zur Notwendigkeit in irgend einer Verhältnisform diese Zahlenangaben darzustellen. Erklärung der Prozente.

3. Anfertigen von Diagrammen, die das Prozentverhältnis ausdrücken, das berechnet wurde.

4. Lesen kleiner Erzählungen über die Arbeiterfrau, die Leiden der Frau usw. (Stil und Grammatik aus den Lesebüchern.)

5. Illustrierung des Gelesenen durch Bilder und Lösungen.

6. Lesestücke über die Frau in der kommunistischen Gesellschaft. Die Befreiung der Frau. (Prozentrechnung aus den Zahlenangaben und Darstellung der Ergebnisse in Diagrammen. Wiedergabe des Gelesenen in freien Worten.)

7. Durchführung des Feiertages.

8. Freier Aufsatz über das Thema: „Die Feier des Frauentages“. Prozentdiagramme der am Feiertage anwesenden Frauen zu den gesamten Frauen im Dorf. Prozent der Frauen und Männer am Feiertage, Prozent der im Dorf organisierten Frauen.

Ist unser Plan fertig, dann sehen wir in alten Zeitungen nach, ob passendes Material zu finden ist, schreiben auch Lesestücke, wenn es notwendig ist, die wir gerne hätten, und senden sie an das Journal „Unsere Wirtschaft“.

So, dies wäre zur Diskussion. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Aufgabe der Sowetschule eine zweifache ist: 1. wollen wir die Kinder zu klassenbewußten Mitgliedern der Gesellschaft erziehen; deshalb führen wir sie in erster Linie in die „Natur“, „Arbeit“ und „Gesellschaft“ ein. Der beste Weg hierzu ist das Komplexsystem. Die zukünftige Generation soll aber nicht nur klassenbewußt sein, sondern auch allseits arbeitsfähig, und deshalb vergessen wir niemals das „allgemeine Können“. Das Komplexthema ist der Umfang eines Dreiecks, die technischen Fähigkeiten liegen im Schwerpunkt. Eines ist ohne das andere undenkbar.

## Buchbesprechungen.

### Leitfaden für die physische Kultur unserer Schuljugend

von A. Sücker. Zentralverlag der Völker des Bundes der GDR Moskau. 110 Seiten.

Das Büchlein ist von großem Werte für unsere Republik, insofern es das erste Werk in deutscher Sprache auf dem Gebiete der physischen Kultur ist. Es gibt unseren Lehrern Aufschluß über Turnübungen zur Stärkung des Organismus. Ein Instruktor für physische Kultur, der im Turnen Bescheid weiß, wird sich ganz gut darin zurechtfinden und die deutschen Kommando-Ausdrücke und verschiedene Benennungen verstehen und zu verwerten wissen. Ob

aber Personen, die sich niemals mit Turnen beschäftigt haben (und das müssen wir von den meisten unserer Dorflehrer sagen), sich darin vollständig zurechtzufinden vermögen, ist zweifelhaft. Die Zeichnungen, die wir in dem Büchlein vorfinden, tragen ja viel dazu bei, um Aufklärung über die Beschreibungen der Körperbewegungen zu geben; aber trotzdem bleiben manche Benennungen und Ausdrücke, die speziell nur beim Turnen brauchbar sind, unklar oder auch ganz unverständlich. Solche Ausdrücke sollten mit Anmerkungen versehen werden.

Die Methode, die hier angegeben ist, ist eine alte, bekannte. Neues über die proletarische physische Kultur finden wir nicht. In dem Teile, der der

Beschreibung festlicher turnerischer Vorführungen gewidmet ist, steht geschrieben: Verkündigung der Siegergruppen. Es ist aber weiter gar nicht erklärt, daß eben auch nur „Gruppen“ oder „Kollektive“ den Sieg davontragen und preisgekrönt werden können und nicht einzelne Personen (Schüler) durch Preiserhaltung ausgezeichnet werden. Dies ist die Linie, die vom Höheren Räte für physische Kultur ausgeht und die von allen anderen Räten und Schulen weitergeführt werden muß. Für unseren Sowjetstaat ist es nicht wichtig, daß wir einzelne Personen (Schüler) vorweisen können, die sich durch physische Errungenschaften auszeichnen. Für unsere proletarische physische Kultur ist es von weit höherem Werte, wenn alle oder doch wenigstens die meisten die Normalerrungenschaften für physische Entwicklung erworben haben. Da wir in unserer Republik von der physischen Kultur in deutscher Sprache nichts aufweisen können, so muß die richtige Linie in solchen Büchern, wie genannter Leitfaden, schärfer gezogen und näher erklärt werden.

L. K a u s c h e n b a c h.

### Soziales Lesebuch

für das dritte und vierte Schuljahr. Zusammengestellt von Jolan Keien-Fried. Staatsverlag 1924. 204 Seiten nebst XVI. Seiten Inhaltsverzeichnis.

„Dieses Buch möchte von der Jugend nicht als Lehrbuch empfunden werden. Es soll für sie so viel bedeuten, wie ein anregendes Märchenbuch, an dem sie vor allem Gefallen findet. Der Prozeß, der damit erzielt werden will, soll umgemerkt vorgehen.

Doch ist das Buch mehr als ein Märchenbuch. Es ist ein Haufen Erzählungen und Gedichte, aus der literarischen Produktion aller Völker zusammengestellt. Die Kinder sollen fühlen: ein jedes Volk, in seiner Eigenart, hat ihnen etwas Schönes und Wertvolles zu sagen.“

So schreibt unter anderem die Verfasserin in dem Vorwort zu dem „Sozialen Lesebuch.“

Es ist sehr schade, daß der „Haufen“ Erzählungen und Gedichte (nebst Beschreibungen, paar Gesprächen und paar Briefen) unter so vielem Schönen und Wertvollem auch so manches Unschöne

und Minderwertige enthält. Das kann sowohl von den Gedichten, als auch von den Prosa-Stücken gesagt werden. Zu solchen schönen, inhaltsreichen, kurzum mehr oder weniger klassischen Gedichten, wie z. B. die unter Nr. 3, 11, 13, 26, 38, 39, 41, 46, 53, 59, 77, 83, 93, 95, 97, 100, 102, 103, 105, 109, 113, 114, wollen Gedichte, wie z. B. die unter Nr. 16, 19, 22, 36, 51, 91 u. a. schlecht passen, da sie teils zu romantisch oder gar futuristisch, teils hinsichtlich der Sprache und Form ziemlich unvollkommen sind. Als Probe der zweiten Art von Gedichten sei hier angeführt:

#### 19. Schmiede.

Wir sind die Schmiede am roten Herd,  
 Vom Frühling befohlen.  
 Klirrt das Eisen, schwingend fährt  
 Die Zange in die Kohlen.  
 Heiße Funken umflirren  
 Das Werk zum Guß . . .  
 Draußen aber über der Schmiede  
 Wirbelt wildauf ein Funkenhvirren  
 Im Freiheitstanz zu dem klingende Liebe:  
 Wir schmieden eiserne Sohlen  
 Der Zeit an den Fuß!

Diederich.

Sicherlich wird mancher von unseren Lehrern die eine oder andere von den in diesem allegorischen Gedicht vorkommenden Metaphern den Kindern nicht erklären können: wir, die Schmiede, der rote Herd, die oder der vom Frühling befohlen sind oder ist, der Frühling, der die Schmiede oder den roten Herd befohlen hat, das Eisen, bei dessen Klirren die Zange schwingend in die Kohlen fährt, die Zange, die Kohlen, die heißen Funken, die das Werk, und zwar das Werk zum Guß umflirren, der (oder das geschmiedete?) Guß, draußen . . . über . . . im Freiheitstanz (wirbelt wildauf ein Funkenhvirren), die (geschmiedeten oder gegossenen?) eisernen Sohlen (zu welchem Zweck?) — das sind, in der Redeweise des Gedichts gesprochen, alles Nüsse, die geknackt sein wollen; nicht jeder Mensch hat aber so gute Zähne, alle, auch die härtesten Nüsse zu knacken. —

(Schluß folgt.)

# Naturbilder aus unserem Gebiet.

## Unsere einheimische Schildkröte.

Von Professor Emil Meyer, Moskau

(Schluß.)

1. Körperbau und Lebensführung der Schildkröte Wie schon der Name Schildkröte andeutet, haben wir es mit einem Tier von krötenähnlicher Gestalt zu tun, dessen Körper von einem Panzer eingehüllt ist, der sich aus Rücken- und Bauchschild zusammensetzt. Diese Schilde sind an den Seiten fest miteinander verbunden, lassen aber vorn eine Öffnung für den Kopf und die

Vorderbeine und hinten eine solche für Schwanz und Hinterbeine frei. Beide Schilde bestehen aus Knochenplatten, die durch zackige Ränder eine feste Verbindung erhalten. Dem Panzer liegen ab lösbare, größere und kleinere Hornplatten auf, die wie die Steine eines Bauwerkes aneinander stoßen.

Das Gehör der Schildkröte ist scharf. Beim geringsten Geräusch zieht das Tier die ungeschützten

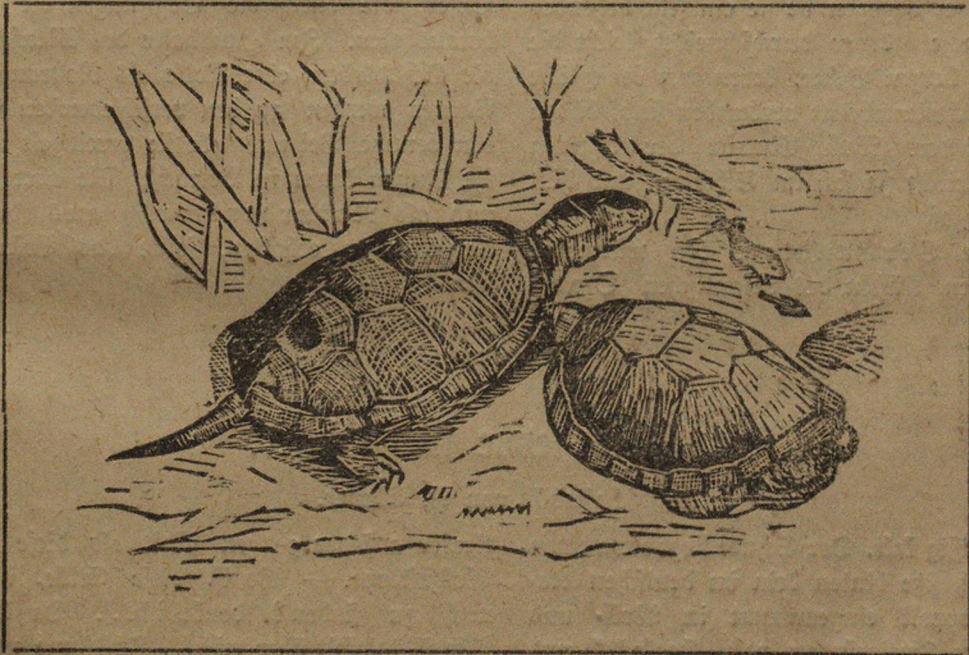


Abb. 3. Unsere einheimische Schildkröte am Ufer der Gewässer von Hussenbach, Kanton Frankfurt.

Teile des Körpers in den Panzer oder taucht sofort unter Wasser. Das Trommelfell liegt frei. Die Augen besitzen zwei Lider und eine Nickhaut. Des festen Panzers wegen kann die Atmung nicht durch Erweitern und Zusammenpressen des Brustkorbes erfolgen. Das Einatmen geschieht vielmehr in der Weise, daß die in die Mundhöhle eingeströmte Luft, nachdem das Maul und die Nasenlöcher fest geschlossen sind, in die Lungen gedrückt, also gleich-

sam verschluckt wird. Die Nasenlöcher liegen als zwei punktförmige Öffnungen an der Spitze der Schnauze. Beim Atmen hebt das schwimmende Tier nur die Schnauzenspitze über den Spiegel des Wassers. Im allgemeinen ist das Atmungsbedürfnis aber nur gering.

Das Tier erreicht eine Länge von 10–15 cm<sup>\*)</sup>

Im Frühjahr legt das Weibchen etwa 10–15

<sup>\*)</sup> = 3–5 Werschof.

hartschalige Eier in eine Vertiefung, die es mit Hilfe der Hinterbeine in den Sand oder Schlamm scharrt. Ist das Geschäft beendigt und die Grube wieder zugeworfen, so stampft das Tier, indem es den hinteren Teil des Körpers abwechselnd hebt und niederfallen läßt, den Boden fest, um alle Spuren zu vernichten. Die Jungen schlüpfen in dem darauffolgenden Jahre aus.

Die Nahrung besteht aus allerlei Wasser-tieren: Würmern, Insekten, Lurche und deren Larven und kleinen Fischen; sie wird mit den zahnlosen scharfrandigen Hornkieseln zerschneiden. Größere Tiere werden dabei mit den starken Nägeln der Beine festgehalten. Sie jagt meist während der Nacht nach Beute. Daher nehmen gefangene Schildkröten auch nur Futter an, das ins Wasser geworfen wird.

Auf dem Lande bewegt sie sich langsam. Der schwere Panzer verhindert eine schnelle Fortbewegung. Im Wasser dagegen ist sie ein sehr behendes Tier. Der flache Körper durchschneidet leicht die Flut; denn die kurzen Beine, deren frei bewegliche Beine durch Schwimmhäute verbunden sind, bilden vortreffliche Ruder. Nach Eintritt der kälteren Jahreszeit verkriecht sie sich im Schlamm und hält einen Winterschlaf.

2. Ihre Verwandten. In wärmeren Ländern an den Küsten des Atlantischen Ozeans

lebt die Riesenschildkröte von 2 Meter Länge und von einem Gewicht von 500 Kilogramm. Fleisch und Eier (das Weibchen legt deren bis 200 Stück in den Sand des Strandes) liefern ein sehr schmackhaftes Nahrungsmittel.

Um die Hälfte kleiner ist die Karettschildkröte, die auch in den tropischen Ländern lebt; sie liefert das beste Schildkrot oder Schildplatt, das zu Kämmen, Dosen, Einlagearbeiten, Schmuckgegenständen verwendet wird. Sie wird gefangen, wenn sie zur Eiablage flache, sandige Ufer aufsucht. Von einem erwachsenen Tiere gewinnt man etwa 4 Kilogramm Schildplatt. Die Form, die man dieser schweißbaren Hornmasse in siedendem Wasser gibt, bleibt nach dem Erkalten unverändert.

3. Stellung in der Natur und zum Menschen. Trotz ihres Schutzkleides fällt sie manchen Raubvögeln und Katzen zum Opfer, die durch die Öffnungen die Fleischteile herausholen. Im Haushalte des Menschen spielen die Schildkröten eine Rolle als Nahrung, und ihre Panzer werden zu den verschiedensten Gegenständen benutzt. Bei uns lebt sie vereinzelt und kommt ihr Nutzen kaum in Betracht. Sie aber zu schützen und als Naturdenkmal<sup>\*)</sup> aus der Kreidezeit zu erhalten, sollte das Bestreben aller sein.

## Die Wolgasteppe im Winter.

Landschaftsbild von P. Sinner.

Es ist mäßig kalt. Der Schnee liegt etwa einen Meter hoch. Ich sitze hinten drin im deutschen Rastenschlitten, doppelt eingemummt in Woll- und Pelzhüllen. Das Zweigespann rast, „beglockt“ und „berasselt“, durch den in der schrägen Winter Sonne blinkenden silberweißen Schnee-Ozean dahin. Rundum weder Baum noch Strauch, weder Haus, noch Dorf; nichts als azurblauer Himmel und blendend-weißer, schillernder Schnee.

Mein Neffe als Fuhrmann vorne auf dem Boß, ein achtzehnjähriger Bursch, pfeift den Pferden dann und wann in schrillen Tönen zu. Der Schnee quietscht dazwischen lustig unter den Läufen. Auch mir ist es unsagbar leicht zu Mute. Ich fühle mich frisch, froh, frei wie der Fisch im Wasser. Es ist mir, als gebe es nichts Schöneres und Großer-

tigeres auf der ganzen Welt als diese winterliche Wolgasteppe. — Wo ist diese Stille, diese Weite noch zu finden? denke ich... Da kommt eine süße Müdigkeit über mich... Ich sinne und sinne... und beginne zu nicken... Das Glöcklein an der Deichsel und die Rasseln an den Köpfen der Pferde klingen immer ferner und ferner... Endlich schlummere ich hinüber ins Reich der Träume...

\* \* \*

\*) Naturdenkmal und Naturdenkmalpflege sind zwei noch nicht alt gewordene Ausdrücke. Sie umfassen eine Aufgabe, die sich einzelne Personen, Schulen, staatliche Anstalten stellen sollten und die darin besteht, auf uns überkommene Ueberbleibsel einer früheren Fauna (Tierwelt) und Flora (Pflanzenwelt) zu erhalten und dafür zu sorgen, daß andere Arten nicht zu Naturdenkmälern werden, sondern in größerer Zahl ihrer Heimat erhalten bleiben. Durch Gesetzgebung ist bereits für den Schutz mancher Tiere gesorgt, wie z. B. des Wisent im Kaukasus, und deren Erhaltung gesichert.



„Petter, guck emol do!“ ruft mich mein Jakob an. Ich reiße die Augen auf. Vor mir schwer bereifte niedrige Bäume und Sträucher. Nordher ziehen dichte, dunkelblaue Wolken und spiegeln sich auf dem Schneemeer wider, dieses mit einem grellen Violettschimmer übergießend. Ich bin starr vor Ueberraschung.

„Hätt'r schun so was g'seh?“ —

„Naa, ma Knecht.“ —

„Des hat wis zu bedaite.“ —

„Was dann?“ —

„'s werd wull Sturm gewwe.“ —

Die dampfenden Pferde hatte er zum Verschmaufen im Schritt gehen lassen.

„Fschsch!!!“ piff er nun und ließ sie wieder traben.

„Vorwärts, Weibslait, daß mir vor Dunkel wenigstens uf die Wolg kumme.“

Die Sonne sank tiefer und tiefer. Endlich lag sie oben auf dem Wolgaberge und begann, an eine Feuerkugel gemahnend, langsam den Berg hinterwärts hinabzugleiten.

Ueber dem östlichen Horizont erhob sich bald darauf der Mond, groß, voll, rot, gleichsam in Blut getaucht. Ueber den Schnee huschten geheimnisvolle Schatten.

„Fschsch!“... „Vorwärts, Weibslait!“ trieb mein Pate die ohnehin schaumtriefenden Pferde noch mehr an.

Der Wind blies schärfer und schärfer, jetzt von Südwest. Sogar hinter dem steilen Wolgauser wurde es ungemütlich. Es war schon fast ganz dunkel.

Da, auf einmal standen die Pferde still.

„Petter, do is e' Plenk (Deffnung) iwwer die ganz Wolg?... O weh, do misse mer nuf uf die Stepp.“ —

Richtig. Der Weg bog von der Wolga ab und schlängelte durch einen engen Hohlweg den Berg hinan. Als wir oben ankamen, kochte und heulte der Sturm so stark, daß es uns schier unheimlich zu Mute ward. Der Wind riß den Schlitten immer schräg, und die Pferde mußten alle paar Schritte stehen bleiben. Einigemal warf er den Schlitten Hals über Kopf um und schleuderte uns weit ab. Wir krochen bei und schafften ihn mit äußerster Anstrengung wieder auf die Läufe. Dann ging's im Schritt weiter. Die Pferde wollten nicht

mehr vorwärts. Der Wind durchdrang den ganzen Körper, die Glieder wurden starr.

„Vorwärts, sonst sind wir verloren!“ rief ich meinem Fuhrmann zu.

„'s geht net meh, Petter! Mer sin vum Weg! Mer misse ausspanne!“ rief der zurück.

„Vorwärts! Gleich muß des Dörsche kumme! Vorwärts! immer mit m Wind!“ —

So kreisten wir weiter herum, er die sich sträubenden und kaum vorwärtswankenden Pferde am Kopfe führend und ich, zweier Häute entledigt, neben dem Schlitten her keuchend, diesen aufrecht haltend und die Pferde immerzu antreibend. Stundenlang mochten wir uns auf einem Flecke herumgedreht haben, so sehr wir uns auch bemühten, den wirbelnden Wind im Rücken zu halten. Trotz des schneidenden Sturmes war ich endlich kochend heiß geworden. Die Pferde wollten nicht mehr vom Plage, so sehr ich sie auch antrieb.

„O weh! dachte ich, wenn wir jetzt abspannen müssen, sind wir unrettbar verloren. Entweder erfrieren wir mitsamt den Pferden, oder die Wölfe fressen uns auf.“

„Petter, do is dr Weg! Hartig seht Aich druf!“ rief mein Jung.

Die Pferde zitterten am ganzen Leibe, schauten sich nach beiden Seiten um und schnarchten.

„Hartig!“ schrie der Bub' und knallte auf die Pferde. Sie strengten die letzten Kräfte an und sausten in müdem Galopp auf dem blankgetriebenen Wege dahin. Ich schaute rückwärts. Hinter dem Schlitten tauchten ab und zu feurige Funkenpaare aus den Schneewogen hervor, immer näher auf uns einrückend. Wölfe — — —

Jetzt, jetzt eilen sie in flinken Sägen am Schlitten vorbei, nach den Pferden hin, o weh! —

Doch auf einmal blinkten vor uns in der Tiefe Lichter auf. Die Wölfe — es waren ihrer fünf oder sechs — ließen in ihrer Heze nach.

„Petter, mer sein gerett!“ rief mein wackerer Junge.

In schnellem Trabe schossen wir den Wolgaberg hinab ins Dörschen hinein.

\* \* \*

Die Wolgasteppe hatte uns auch ihr unfreundliches Gesicht gezeigt.

## Weitaus die schönste Stelle im ganzen Walde.

Ein Märchen für jung und alt von Eugen Lewin-Dorsch.

1.

Weitaus die schönste Stelle im ganzen Walde war dort, wo die Eichen und Birken, die Buchen und die Linden so einträchtig beisammenstanden. Darüber waren sich alle, die es etwas anging, vollkommen einig. Nirgends sonst blickte der Himmel so hell durch die Zweige wie gerade hier, und auch die Sonnenstrahlen schimmerten hier viel goldener und grüner auf dem weichen Moospolster als irgendwo anders.

Überall gab es nur Tannen und Tannen in dem weiten Walde, soweit das Auge reichte, bis in die blaue Ferne, dunkle Tannen mit finsternen und verdrossenen Gesichtern. Oh, wie düster und unheimlich sahen sie aus! Stumm und schweigend standen sie da und blickten böse und unfreundlich um sich; denn sie bildeten sich wahrhaftig ein, daß sie die Pflicht hätten, sich über alles in der Welt zu ärgern. Mit ihren spizen Nadeln stachen sie in die Luft und zertrugten die lustigen Sonnenstrahlen, die ihnen zu nahe kamen. Der Boden, auf dem sie wuchsen, war kahl und schwarz; nur ganz selten getraute sich hier und da ein mageres Grashalmchen schüchtern hervor. Wenn der kühle Nachtwind kam, so sangen sie nicht wie die Eichen, die Birken, die Buchen und die Linden, sondern ächzten und knarrten nur tückisch und trozig mit ihren häßlichen Stimmen.

„Fort mit dir“, riefen sie, „fort! Wir haben nicht Zeit!“

Und Zeit hatten sie wirklich nicht; denn sie wollten unter allen Umständen alt werden. Und das wurden sie auch; man konnte es ihnen wohl ansehen. Sie trugen nämlich lange, graue und struppige Bärte, an denen schon viele hundert Jahre hingingen. In diesem Walde hausten seit unvordenklichen Zeiten ein paar krummschnäblige Eulen mit glühenden Augen und eine Schar Waldkäuzchen, die des Nachts so gruselig schreien. Denen war es am wohlsten im Dunkeln; darum hatten sie auch mit den alten Tannen Freundschaft geschlossen. Nun

ja, gleich und gleich gesellt sich gern. Aber die kleinen, treuherzigen Singvögel, die sich hier im Frühling eingemischt hatten, fühlten sich offenbar unbehaglich.

„Man wagt ja hier kaum zu zwitschern“, sagte eine Meise zu einem Buchfinken, die sich auf einem Tannenaast getroffen hatten.

„Ja, es ist enschlich hier“, nickte der Buchfink; „ich ziehe wieder fort.“

„Wohin, wenn man fragen darf?“ fragte die Meise.

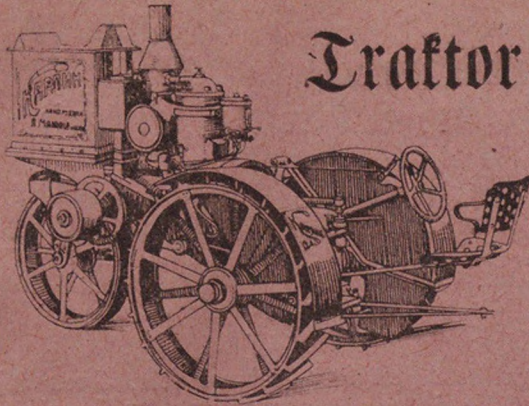
„Piep, das verrate ich nicht“, sagte der Buchfink und schwirrte davon — hinauf zu der Waldstelle, die weitaus die schönste im ganzen Walde war.

Ja, da war es freilich ganz anders. Da gab es viele tausend fröhliche, hellgrüne Blätter, die sich in der Sommerluft wiegten und wiegten, mit den gelben Sonnenstrahlen „Fange mich!“ spielten und vor Vergnügen raschelten, wenn sie einander gefaßt hatten. Da gab es Gänseblümchen und Butterblumen, Hahnenfuß und Anemonen, Tausendschön und Männertreu. Und sogar ein großes Farnkraut stand da, breitete seine Blätter wie Federn selbstgefällig aus und erklärte: „Ich bin sehr schön!“ Die Eichen, die Birken, die Buchen und die Linden waren das heiterste und das glücklichste Volk von der Welt. Man konnte sie immer lachen und plaudern hören. Auch summten sie unablässig liebliche Melodien vor sich hin, und dazu bewegten sie ihre Körper leise im Takte.

Ja, hier war gut leben. Darüber waren sich alle, die es etwas anging, vollkommen einig. Da war zuerst die graubraune Waldtaube, die eben damit beschäftigt war, sich in den Nestern einer knorrigen Eiche ihr Nest zu bauen. Sie blickte auf ihre Verwandtschaft, die weit verstreut in den andern Teilen des Waldes wohnte, sogar ein wenig verächtlich herab.

„Das ist hier die vornehmste Gegend“, sagte sie zu ihrer Schwester, die auf Besuch gekommen war. „Meine Kinder sollen in einer guten Umgebung aufwachsen; ich lege Wert darauf.“

(Fortsetzung fol. 1.)



# Traktor „Karlik“

12-kräftig

Konstruktion:

J. Namin und Sohn.

## Die Staatsfabrik landwirtschaftlichen Maschinenbaues „Wiedergeburt“

Marxstadt, Autonome Sozialistische Sowjet Republik der Wolgadeutschen,  
bringt zur allgemeinen Kenntnis, daß Bestellungen  
auf Traktoren „Karlik“ entgegengenommen werden.

Im ersten Jahre läßt die Fabrik nur eine beschränkte Zahl von Traktoren heraus, und die Fabrik-  
verwaltung stellte folgende Deonung in der Annahme von Bestellungen auf diese Maschinen fest:

**Erste Reihenfolge bis zum 10. Februar 1925:**

für landwirtschaftliche Kooperativen, Genossenschaften, Kollektive und ähnliche Organisationen  
der USSR der Wolgadeutschen.

**Zweite Reihenfolge bis zum 10. März 1925:**

für dieselben Organisationen in den Ortschaften, die an die Deutsche Wolgarepublik angrenzen.

**Dritte Reihenfolge nach dem 10. März 1925:**

für alle Organisationen und Personen ohne Ausnahme, die den Traktor „Karlik“ zu beziehen gedenken

**Günstige Bedingungen**

Zwecks Abschließung von Verträgen wird gebeten, den Vertretern ent-  
sprechende Vollmachten einzuhandigen.

**Fabrikverwaltung.**

Das Abonnement für das Jahr 1925 auf die illustrierte Zeitschrift

## (3. Jahrgang) „Die Arbeit“ ist eröffnet.

„Die Arbeit“, Organ des Zentralbüros der deutschen Sektionen beim ZK der RKP, ist eine  
Halbmonatsschrift für die deutschen Kolonisten des Bundes der SSR und bringt in jeder  
Nummer im „Allgemeinen Teile“ möglichst verständlich gehaltene Aufsätze über innere  
und äußere Politik, unter der Rubrik „Aus dem Sowetbund“ — das wichtigste, was  
sich in unserem weiten Staatenbunde zuträgt, unter „Landwirtschaft und Koopera-  
tion“ — populäre Artikel für unsere werktätige Bauernschaft aus der Feder hervorragender  
Spezialisten, unter „Kultur und Schule“ — das für den Dorfschullehrer Wissenswerteste,  
unter der Rubrik „Aus den Kolonien“ — das Hervorstechendste, das sich in den  
Kolonien des gesamten Bundes abspielt, und unter der Rubrik „Am Feierabend“ — eine  
hochinteressante Unterhaltungsbeilage für jung und alt. Eine spezielle Frauenbeilage wird  
von diesem Jahre an wieder eingeführt.

Bezugspreis: vierteljährlich 90 Kop., halbjährlich 1 Rubl 60 Kop., jährlich 2 Rubl. 75 Kop.

Bestellungen sind zu richten an: Zentralvölkerverlag, Moskau, Nikolskaja 10, Hauptkontor.

**Achtung!**

**Achtung!**

Das Abonnement  
für das Jahr 1925 auf die illustrierte Zeitschrift  
**„Unsere Wirtschaft“**

(4. Jahrgang) ist eröffnet.

Auch im 4. Jahre ihres Bestehens wird die Zeitschrift bestrebt sein, ihren Lesern reichhaltiges und allgemeinverständliches Material zur Belehrung und zur Unterhaltung zu bieten. Die wichtigsten Tagesfragen finden eine umfassende und zusammenhängende Beleuchtung. Die Aufsätze über die Landwirtschaft werden sich hauptsächlich auf die Ergebnisse der Versuchsanstalten unserer Gegend stützen. Außerdem findet der Leser in der Zeitschrift Aufsätze über die verschiedensten Zweige der Wirtschaft und der Wissenschaft, sowie auch Erzählungen, Gedichte und andere Unterhaltungslektüre für Erwachsene und Kinder.

Jeder Leser erhält in einem Jahr 24 Nummern mit ungefähr 750 Seiten Textes.

Die kostenlose Beilage „Naturbilder aus unserer Republik“, in der das Tier- und Pflanzenleben unserer Gegend anschaulich geschildert wird, wird womöglich auch im Jahre 1925 beibehalten bleiben.

Für unseren Lehrer sorgt die Zeitschrift besonders, indem sie eine pädagogische Beilage zu jeder Nummer gibt, worin er seine Nöte besprechen und neue Wege in seiner Arbeit anbahnen kann. — Diese Beilage gibt etwa 100 Seiten jährlich.

Außerdem bekommt jeder Besteller, der den ganzen Bezugspreis im Voraus einträgt, noch eine kostenlose Beilage „Bäume und Sträucher unserer deutschen Wolgakolonien“ von Prof. E. Meyer.

Ungeachtet dessen, daß die Zeitschrift durch die pädagogische Beilage erweitert wird und eine kostbare Beilage gibt, haben wir die Möglichkeit, den

**Bezugspreis für das neue Bezugsjahr auf 4 Rubel jährlich, 2 Rubel halbjährlich und 1 Rubel vierteljährlich herabzusetzen.**

Derjenige unserer Besteller, der uns 5 neue Leser in den kleinen Dörfern, 10 in den größeren Ortschaften und Kantonzentren und 20 in den Städten unserer Republik zuführt, bekommt ein Freiemplar für jeden Leserkomplex.

Den Jahresbestellern, die die Möglichkeit nicht haben den ganzen Betrag gleich einzutragen, gibt die Redaktion folgende günstige Zahlungsstermine: Beim Verschreiben 2 Rubel, am 1. März 1 Rubel und am 1. Juli 1 Rubel.

**Armen Bauern,**

die von ihren Dorfbehörden ein Zeugnis vorstellen, wird die Zeitschrift auf Kredit bis zum 1. Oktober Zahlungsstermin abgelassen.

Außerdem gibt die Redaktion **50 Freiemplare** für arme fortschrittlich gestimmte Bauern,

die die Möglichkeit nicht haben die Zeitschrift zu verschreiben. Die Liste der Dörfer und die Verteilungsbedingungen werden nachträglich veröffentlicht werden.

Bestellungen sind zu richten: An die Redaktion „Unsere Wirtschaft“,  
Bokrowsk, Kommunarenplatz Nr. 4.